Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 20 Leipzig, den 20. Mai 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Selbständigkeit — Eine Laienpredigt zum Apostolikum von Peter Rosegger: 5. Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes; 6. Von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten — Wellhausen: 1. Einleitendes über die Inspiration der Bibel; 2. Wellhausen als Text- und Litterarkritiker — Widerspruch und Zustimmung in der Kirchenbaufrage: 3. Brathes Bedenken; 4. Zustimmung — Aus dem Tagebuch eines jungen preußischen Geistlichen — Die Not in Indien — Sudermanns „Morituri" — Verschiedenes: Ein Pamphlet wider die „moderne Theologie" — Anzeigen

Selbständigkeit

Jesus antwortete ihnen und sprach: Meine Lehre ist nicht mein, sondern des, der mich gesandt hat. So jemand will des Willen thun, der wird inne werden, ob die Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede.
Joh. 7, 16 f.

Zwei Freunde machten mit einander eine Wanderung durch das Gebirge an der Küste des Meeres. Es war Abend geworden, und die Sonne mußte bald am Horizonte verschwinden. Da kamen sie an einen Gipfel, der schien ihnen ein gut Teil höher als die meisten andern, an denen sie vorübergeschritten waren.

Laß uns hinaufsteigen! sagte der eine, wir werden von oben das Meer erblicken, und wunderbar schön muß es aussehen an diesem herrlichen Sommerabend im goldigen Glanze der untergehenden Sonne.

Nein, sagte der zweite, du irrst, das ist unmöglich, man kann das Meer von oben nicht sehen.

Und er fing an aufzuzählen, welche Höhenzüge und Wälder und Dörfer und Ortschaften noch zwischen jenem Berge und der Meeresküste lägen und den Ausblick auf das Meer hemmten. Er war nie in der Gegend gewesen, aber er hatte die Karte eifrig studirt. Auch sprach er geschickt und lebhaft, und mit trefflicher Dialektik bewies er immer genauer und immer deutlicher, daß man das Meer von oben nicht sehen könne, und was ihm selber vorher noch nicht ganz zweifellos gewesen war, das wurde ihm nun, da er es in fließender Rede auseinandersetzte, zur unumstößlichen Gewißheit.

Und der Andre ließ sich überzeugen. Erst machte er ein paar schüchterne Einwendungen, aber dann gab er nach.

Und sie gingen weiter den Weg unten im Thale und stiegen nicht auf den Berg.

Droben auf dem Berge aber stand ein Kind und schaute träumenden Auges hin auf das weite, unendliche Meer, das sich vor seinen Blicken ausdehnte. Wie Feuer färbten es die schräg einfallenden Strahlen der roten Abendsonne, und wie Smaragde auf einer Goldplatte schimmerten die grünbewachsenen kleinen Inseln. Schiffe durchschnitten langsam die wogende Flut und zogen lange, glitzernde Wellenbänder wie einen Keil hinter sich her.

Das Kind konnte sich nicht satt sehen an der wunderbaren Pracht und klatschte vor Freuden in die Hände und sah verwundert auf die zwei Männer, die auf staubiger Straße im Thale einherschritten, statt hinaufzusteigen zu der lichten Höhe.

Ja warum stiegen sie nicht hinauf?

Es wird unendlich viel über Christentum und Religion gestritten, und Worte werden über Worte gemacht.

Aber wie viele von denen, die da reden und Worte machen, haben so viel Selbständigkeit, Mut und sittliche Kraft, den Weg zu gehen, auf dem man nach Jesu Worten zu einem eignen Urteil kommen kann? Joh. 7, 16. 17.

Ein eignes, selbstgewonnenes Urteil sollte aber doch wohl jeder Gebildete der Religion gegenüber haben, die seit fast zwei Jahrtausenden die Gedanken der westlichen Kulturvölker beherrscht!
A Brandes

Eine Laienpredigt zum Apostolikum

von Peter Rosegger

5. Aufgefahren in den Himmel, sitzet zur rechten Hand Gottes

Wenn dieser Artikel noch nicht im Glaubensbekenntnisse stünde, so würde ich ihn hineinsetzen. Ein Gott, der im Himmel ist, was kann es Selbstverständlicheres geben? Ist doch ein Mensch schon im Himmel, der von denselben Idealen beseelt ist, wie sie Christus gelehrt hat. Er hat den Menschen in den Himmel erhoben oder, was dasselbe ist, das Reich Gottes auf Erden gebracht.

Wenn der sinnliche Mensch sich vorstellen soll, wie der Heiland in den Himmel einging, wie anders, als daß er ihn sieht emporschweben von der trüben Erde gegen die blauen Höhen der Unendlichkeit, die man Himmel nennt! Sinnbildlicher und einfacher kann ja das Sichloslösen vom Jammer dieser Welt, das Eingehen in die Ewigkeit zu Gott dem Vater nicht angedeutet werden. Und wenn der Glaube lehrt, der Heiland sei mitsamt dem Leibe gen Himmel gefahren, so will er damit sagen: Suche ihn nicht in einem Grabe, suche ihn nicht an der Materie, suche deinen Gott im Lichte der Ewigkeit. . .

Warum läßt uns das hohe Fest der Himmelfahrt kühler als etwa das von Christi Geburt oder Auferstehung? Es greift nicht so tief in des Menschen Herz, ja es könnte eher mit Wehmut erfüllen, daß der Heiland uns wieder verlassen hat, gleichwohl er versichert, daß er bei uns bleiben wolle bis ans Ende der Welt. Sein Geist ist freilich manchmal bei uns; wie aber, wenn er auch körperlich noch unter uns wandelte?

Soll ich sagen, wie es voraussichtlich wäre, wenn heute Christus wieder leibhaftig unter uns erschiene? Seht ihr, wie er in seinem einfachen, groben Gewande, barfuß und barhaupt einherwandelt auf der Straße zwischen übermütigen Radfahrern und fluchenden Fuhrleuten. Er verweist den Knechten das Quälen der Pferde und bekommt dafür einen Peitschenhieb über die Achsel. Er schreitet in den Städten zwischen befrackten Herren und modern aufgedonnerten Damen dahin. Man „moquirt" sich über den barfüßigen Sonderling, die Gassenbuben laufen ihm johlend nach. Er genießt nur Pflanzennahrung, sie beschimpfen ihn. Er ist Vorsitzender der Friedens-

freunde, sie höhnen ihn. Er schweigt voller Sanftmut, wenn sie seine Person verunglimpfen, — erhebt aber sein begeistertes Wort für seine Ideale. Er redet in Volksversammlungen und reißt die Menge zum brausenden Beifalle hin. Aber die vornehme Gegnerschaft giebt das Schlagwort aus vom gefährlichen Demagogen. Das Manchestertum ist sein Feind, denn er predigt die Armut und die Bedürfnislosigkeit. Die Kaufleute sind sein Feind, denn er eifert gegen den Wucher, den Mammon. Die Soldaten sind sein Feind, denn er lehrt, sich nicht zu verteidigen. Die Nationalen sind sein Feind, denn er sagt, daß alle Menschen Brüder sind. Die Sozialdemokraten sind sein Feind, denn er lehrt Sanftmut, Genügsamkeit und Unterordnung. Die Pharisäer sind sein Feind, denn er predigt, daß man im Tempel nicht Schacher treiben, daß man Gott nicht in pharisäerhafter Aeußerlichkeit, sondern im Geiste und in der Wahrheit anbeten solle. Die Gelehrten sind sein Feind, denn er wirkt Wunder nicht durch die Wissenschaft, sondern durch die Liebe. Ihm anhänglich sind vielleicht die kleinen Leute, das Bauerntum und einige Dorfpfarrer und Ordenspriester. Diese Menge zieht ihm nach in Verehrung, umjubelt ihn, geleitet ihn mit heller Siegesfreudigkeit in die Städte und ruft aus: Der allein ist unser Meister und Herr! — Nun meint die Presse, das könne nicht so fortgehen, die Grundsätze dieses Menschen verstießen gegen die gesellschaftliche Einrichtung, gegen die öffentliche Ruhe, gegen den Staat. — Unter seinen Anhängern ist sicherlich einer, der auch predigt, der es aber besser machen will als er selbst, der die Lehre modernisiert und der Menge zu schmeicheln beginnt. Trotzdem erfreut er sich nicht des Anhanges wie der Meister. Das erweckt seinen Neid, und er bringt es den Feinden bei, wo und wie der Prophet am sichersten zu fassen wäre. Der Meister wird also eingezogen und in Ermanglung eines Gesetzes, ihn zu kreuzigen, wird er als Demagoge für so und so viele Jahre zu schwerem Kerker verurteilt.

So geschähe es, wenn der Heiland persönlich und leiblich heute auf Erden wäre. Wie gut, daß er aufgefahren ist in den Himmel! Sein erstes Leiden ward der Welt zum Segen, sein zweites müßte ihr zum Fluche werden.

Er sitzet zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Der Vater darf doch sonst immer den Ehrenplatz beanspruchen? Der himmlische Vater, der Ewige, Allmächtige, er räumt den Platz zu seiner Rechten dem Sohne ein. Denn dieser Sohn hat das Kreuz bei sich. So hoch ehrt er den, der nicht allein Gott ist, der auch Mensch gewesen, der gelitten und gestritten hat auf Erden, der sich aus Liebe geopfert hat für die Menschheit. Diesen Mensch gewordnen Gott, diesen Gott gewordnen Menschen ehrt der Vater mehr als sich selbst, der seit aller Ewigkeit im Himmel war und nie gelitten hat. — Rührender, trostreicher ist mir kaum ein Satz im Glaubensbekenntnis als dieser: Er sitzet zur rechten Hand Gottes! Wenn der himmlische Vater das irdische Dulden so sehr verherrlicht, dann wohl uns!

6. Von dannen er kommen wird, zu richten die Lebendigen und die Toten

..... Wie ich mir Gott denke, wird er leicht verzeihen die Sünden des Menschen gegen Gott, denn hier müßte er selbst Kläger sein, und dazu ist er zu groß. Er, der gesagt hat: Liebet eure Feinde, thut Gutes denen, die euch hassen! er sollte die menschlichen Sünden gegen Gott grausam bestrafen? Nein. Schwerer wird er verzeihen die Sünden des Menschen gegen sich selbst, hier klagt zwar kaum der Beleidigte, der Sünder selbst, denn vielmehr die Menschheit als Gattung. Nicht zu verzeihen jedoch ist die Sünde des Menschen gegen seine Mitmenschen, die absichtliche und boshafte Beleidigung und Schädigung des Nächsten, oder auch unschuldiger Tiere....

Von der Bühne herab hörte ich einmal den Spruch: Für uns ist jeder Tag ein Tag der Schuld und jeder Tag ein Tag auch des Gerichts! Schon in einer frühern Betrachtung habe ich darauf hingewiesen, daß man überall sehen kann, wie dem Guten die Belohnung und dem Bösen die Strafe folgt. Daß kein äußeres Glück, kein Glanz und kein Ruhm imstande ist, das innere Elend des Schuldigen zu löschen, daß nur der glück lich sein kann, der es im Frieden des Herzens ist, und da den Frieden des Herzens nur der Gerechte hat. Ist das nic thatsächlich das Gericht?

Wie bitter fühlt der Selbstsüchtige jedes Leiden, wie gra ihm vor dem Tode, der ihm Alles, worauf er sein Herz gestell rauben wird, wie verzweifelt starrt er dem Unvermeidliche entgegen! Wie ruhig und ergeben hingegen erträgt einer, de mit sich und den Mitmenschen im Reinen ist, die Not des Leben Verkanntwerden und Beleidigungen, Krankheiten und Siechtun wie gleichmütig blickt er dem Sterben entgegen, wenn er si nicht manchmal gar ein wenig darnach sehnt. Ist das nic das Gericht? Es ist das Gottesgericht auf Erden, dess Zeugen wir alle sind, Tag für Tag.

Unser Heiland sprach oft vom Reiche Gottes. Aber h er gesagt, wo dieses Reich Gottes, wo der Himmel ist? Mu der Himmel denn außerhalb der natürlichen Welt stehen? Kan er nicht schon in diesem Leben im Menschenherzen sein?

> Ja, wer ein Herz voll Liebe hat,
> Und litte er auch früh und spat,
> Der ist im Himmelreiche.

Und mit der Hölle wirds nicht viel anders sein....

Ich kannte einen Mann, der sein Weib, mit dem er i unglücklicher Ehe gelebt, vergiftet hatte. Er lebte nach der Tha jahrelang auf seinem Hofe in Wohlstand und Ansehen dahin niemand vermutete an ihm einen Mörder. Er war zumei trotzig, herrisch und in sich gekehrt: man schrieb es seinem natür lichen Stolze zu und achtete ihn um so mehr. Manchmal au stürzte er sich in die Gesellschaft und war ausgelassen lustig: ma rechnete ihm diese menschenfreundliche Heiterkeit doppelt hoch a Er war wohlthätig, man verehrte ihn und konnte nicht sa werden, ihn zu loben. Plötzlich brachte ein Zufall sein Ver brechen an den Tag.... Zu zwanzig Jahren Kerker wurde e verurteilt. Ich besuchte ihn etliche Wochen nach seiner Verur teilung im Gefängnis. Wie fand ich ihn anders, als ich ge fürchtet hatte! Er beschäftigte sich mit Korbflechten, hatte ei gesundes Aussehen, einen frischen Blick, ein heiteres Gemüt, al wäre er der zufriedenste Handwerksmann auf der Welt. Al ich mich von ihm verabschieden wollte, fiel er mir um den Hal und sagte: „Peter, du glaubst gar nicht, wie glücklich ich jet bin. Es war eine böse Zeit, den Verdammten kanns nich ärger sein. Das schreckbare Geheimnis auf dem Herzen un immer wachen, daß es nicht aufkommt, und immer Angst Ta und Nacht, und immer die Gewissenspein — wie ein Ver dammter, ich kann dirs nicht anders sagen. Jetzt leide ich mein gerechte Strafe und brauch mich nicht mehr zu fürchten, bi auf gleich mit mir und meinem Gott, kann ruhig leben un arbeiten, ruhig schlafen, ruhig sterben — bin wie erlöst!"

Mit einem heiligen Schauer habe ich den Mann verlassen. Selten war mir die Gerechtigkeit, die über Himmel und Erde waltet, und die sich so mächtig offenbart im Gemüte de Menschen — selten war sie mir so lebhaft zum Bewußtsein gekommen als zu jener Stunde. Es ist das Gottesgericht im Menschenherzen. Aber es ist nur ein zeitliches Gericht, das auch der Ungläubige sieht.

Wir sehen mehr. Er, der mit dem Kreuze sitzet zur rechten Hand, wird einst kommen zu richten die Lebendigen und die Toten. Einst, wenn alle irdischen Sonnen erloschen, alle Tage vergangen sind, wenn die Menschheit ausgelebt hat — verschwunden in der Starre des ewigen Eises oder in der Asche eines verloderten Sternes: dann wird das letzte Gericht sein.

Aber wie verstehe ich das, die Lebendigen und die Toten? Werden nicht Alle, Alle tot sein, und werden nicht Alle wieder erweckt worden sein zum Leben und zum Gerichte? Welches sind die Lebendigen, welches die Toten? Ich meine fast, unter den Lebendigen werden die hochgemuten Idealisten, die Gläubigen zu verstehen sein, und unter den Toten die armen Zweifler und Verzweifler. Er wird in seiner Liebe beide Teile richten und wird beiden geben, was sie wünschen: den Lebensfreudigen das ewige Leben, den Todesbedürftigen den ewigen Tod.

Den Einen leuchte das ewige Licht, die Andern ruhen im Frieden.

Ich bin der Ueberzeugung, daß ein Mensch, der guten Willens
t, der nach den Gesetzen der Natur und nach den heiligen Ge-
oten (wir kennen sie alle) zu leben trachtet, daß ein solcher
Mensch nicht verloren ist, nicht aufhört zu sein, daß er irgend-
ie fortlebt, fortwirkt zum Wohle des Ganzen und zum eignen
eile. Ob jedoch solche, die der Vorsehung widerspenstig waren,
en Mitgeschöpfen mit Absicht Leides gethan und sich selbst ent-
würdigt haben, ob solche des ewigen Friedens, der ihnen zu
ünschen ist, teilhaftig werden? Ob sie nicht in irgend einer
orm unerlöst und friedlos dahinschweben müssen durch die
Räume und Zeiten, bis sie, geläutert in weher Sehnsucht, den
eiland finden werden? Sie werden ihn endlich finden, alle,
ie ihn finden wollen. Das Eine, die ewige Höllenpein zu
lauben, ist mir unmöglich. Weil Gott barmherzig ist? Nein,
eil er gerecht ist.

Der Herr hat die Menschen aufgeweckt zu Mitgenossen
einer Himmel. . . . Schließlich kommt Gerechtigkeit und Liebe
uf eins hinaus.*)

Wellhausen

1. Einleitendes über die Inspiration der Bibel

Es ist bekannt, daß sich bei Luther eine doppelte Stellung
ur heiligen Schrift findet. Einmal ist das Ganze der Schrift
om ersten Buch Mosis bis zur Offenbarung Johannis ihm
ie Grundlage aller Lehre, alles Lebens. Wie die Römischen
ine äußere Autorität im Papst haben, so kann auch der Pro-
testantismus eine äußere Stütze nicht entbehren. Da er sich
ber nicht auf Menschen, sondern nur auf Gott verläßt, so ist
s das „geschriebne Gotteswort," dem man zu vertrauen hat.
Zwingli gegenüber berief Luther sich auf das eine Wörtlein
„ist" bei der Erklärung des heiligen Abendmahls, stützte sich
ier also gewiß eigentlich auf das Wort, den Buchstaben. So
wollte er sich kein Tütelchen seines Gottesworts rauben lassen.

Die evangelische Kirche übernahm diese Lehre und bildete
ie zu dem Satze aus, daß jedes Wort der heiligen Schrift
on Gott eingegeben, daß die Schrift bis ins Kleinste hinein
rrtumslos sei. Diese Lehre war nicht neu. Das Judentum
atte das Gleiche ja schon vom Alten Testament behauptet.
So bald die lebendige Offenbarung Gottes in dem Herzen und
urch den Mund seiner Propheten schwieg, trat als Ersatz das,
was man schriftlich von ihnen im Besitze hatte, an die Stelle.
Es ist, wie bei dem Judentum, so in der evangelischen Kirche,
in Zeichen des Epigonentums, daß man sich in Ermanglung
es lebendigen Worts an das geschriebne Wort klammerte.
Immerhin haben die lutherischen Bekenntnisschriften diese
Lehre von der Wortinspiration nicht.

Wer also in dieser Lehre das Fundament der evangelischen
Kirche findet, kann sich wohl auf einige Aeußerungen der Re-
formatoren, nicht aber auf die lutherischen Bekenntnisschriften
erufen. Wenn nun auch zugegeben werden muß, daß auch
diese Lehre der Frömmigkeit eine gute Stütze gewesen ist —
und wie sollte sie nicht, da die heilige Schrift ja auf alle Weise
uns den Weg des Friedens bietet —, wenn gewiß die naive
Frömmigkeit mit diesem Lehrsatz auskommen konnte, so hat der-
selbe der Kirche als Ganzem ungemein geschadet. Denn er
at gezeigt, wie wenig die evangelische Kirche das ihr anver-
traute, ihr eigentümliche Gut thatsächlich kannte und zu schützen
imstande war, wie denn ein Theologe, der sich zu diesem
Satze der Wortinspiration bekennt, den Vorwurf großer Un-
wissenheit nicht von sich wird abwehren können. Geschadet hat
dieser Lehrsatz, insofern er den Feinden der evangelischen Kirche
ine zu verlockende Blöße gegeben hat, und so ist diese Gelegen-
heit von dem Oratorianer Richard Simon bis auf die Sozial-
demokratie unsrer Tage genügend benutzt worden. Wenn nur
die Angriffe von heutzutage der Kirche zur Selbstbesinnung
und Förderung in gleicher Weise dienen möchten, wie das
schließlich doch von dem Werke des oben genannten Simon ge-
agt werden darf! Dieser schrieb nämlich im Jahre 1675 eine

*) Fortsetzung in der Pfingstnummer. D H

Histoire critique du texte de la bible depuis Moyse jusqu'à notre temps et des versions principales qui en ont été faites. In diesem für die Schriftwissenschaft bahnbrechenden Werke suchte Simon dem Protestantismus dadurch den Todesstoß zu versetzen, daß er siegreich nachwies, wie die Voraussetzung der damaligen lutherischen und reformirten Kirche, daß die heilige Schrift ein einheitliches, unversehrtes Ganze darbiete, durchaus unhaltbar sei. Weder was den Text noch was die Zusammensetzung der einzelnen Schriften anbetrifft, ließ sich diese Ansicht der damaligen evangelischen Theologen aufrecht erhalten. Allerdings die Hoffnung, daß mit ihrer Widerlegung der evangelischen Kirche der Todesstreich würde versetzt sein, erfüllte sich nicht; vielmehr war es diese Kirche selbst, die, wenn auch erst nach vergeblichen Widerlegungs- und Verschweigungsversuchen den von Simon gegebnen Anstoß sich fruchtbar machte und so auf dies eigentliche Prinzip der Reformation zurücklenkte. Der Führer des Rationalismus, Semler, hat nicht bloß auf Simon aufmerksam gemacht, sondern Teile seines Werkes auch ins Deutsche übersetzen lassen und ihnen dadurch eine größere und nachhaltigere Wirkung verschafft.

Wurde nun auch die Ansicht beseitigt, daß man die Schrift als ein Ganzes, Unfehlbares, von Gott selbst Gegebnes und geheimnisvoll Gehütetes ansehen und annehmen mußte, so war damit doch nicht Luther und sein Glaube beseitigt, nicht seine Kirche gestürzt. Denn nicht also war der Reformator zu seinem Glauben gekommen, daß er sich unter die Autorität der ihm mit dem Anspruch auf Irrtumslosigkeit entgegentretenden heiligen Schrift gebeugt hätte, sondern weil er in ihr den Frieden fand, nach dem seine Seele dürstete. Dabei entging es ihm nicht, daß nicht alles in gleicher Weise, vieles gar nicht dem religiösen Interesse diente. So wollte er von Esther und Chronik nichts wissen, urteilte über den Jakobus- und Hebräerbrief wie über die Offenbarung Johannis recht abfällig. Auch die Frage nach dem Verfasser dieser oder jener Schrift war ihm vollkommen gleichgiltig, „wenn sie nur Christum treiben."

Wir sehen also, daß man von diesem Standpunkt aus — und das ist der wirklich protestantische — einer energischen biblischen Kritik gar nicht entgegentreten kann. Im Gegenteil, diese Stellung zur heiligen Schrift treibt mit Notwendigkeit zur Kritik, damit durch sie das Wertvolle und Unvergängliche immer klarer von dem Zeitlichen und Vergänglichen gereinigt und gesäubert werde.

Dieser Gegensatz, der uns bei Luther in seinem Verhältnis zur heiligen Schrift so deutlich entgegentritt, hat sich nun in der protestantischen Kirche bis auf unsre Zeit vererbt. Ja, gerade jetzt stoßen diese zwei Anschauungen ganz besonders hart auf einander. Hier wird gefordert, daß jede Kritik vor der ganzen heiligen Schrift, vor dem „geschriebnen Gotteswort" zu schweigen habe, hier soll die „Vernunft sich gefangen geben unter Gotteswort." Auf der andern Seite hört man die gewiß richtige Bestimmung aussprechen, daß man gerade damit seine Verstandeskräfte Gott zu Dienst stelle, wenn man die heiligen Schriften nach der Seite ihrer Entstehung, ihres Inhalts, ihrer zeitlichen Bedingtheit und ihres religiösen Werts prüfe. Nicht auf ein äußeres Sichunterwerfen, vielmehr auf ein inneres Sichaneignen komme es an.

Natürlich sucht man zwischen diesen zwei Polen noch zu vermitteln. Aber solche Vermittlungen sind wie gewöhnlich vom Uebel und erreichen ihren Zweck nicht. Ja, sie schaden und haben schon genügend geschadet. Denn diese Vermittlungen haben den Blick für die wahre Sachlage getrübt und jetzt, da sie sich als unhaltbar zeigen, bei vielen, die in ihnen ihre Stütze fanden, eine große Furcht vor der bösen Kritik geweckt. Es bleibt nur ein Entweder—Oder. Entweder die heilige Schrift ist inspirirt, dann muß sie es sein von Anfang bis zu Ende, dann muß sie es sein auch nach ihrem Wortbestande. So kann die Kritik ihre Wege gehen. Oder aber wir gehen an die Schriften des Alten und Neuen Testaments heran wie an alle Schriften, deren Wert sich erst aus dem Inhalt ergiebt. Dann aber müssen wir jedes Liebäugeln mit jener alten Inspirationstheorie fahren lassen und, was Entstehungsweise, Erhaltung, Ueberlieferung dieser Schriften anlangt, durchaus dieselben Maßstäbe

anlegen wie an die Produkte aller andern Litteratur. Es ist das Verdienst — Andre sagen: der Fluch — der protestantischen Theologie, daß sie immer energischer und in gutem Sinne rücksichtsloser sich auf die letzte Seite gestellt hat. Welche Frucht ein solches Verfahren gebracht hat und bringen mußte, ist ja klar. Es mußte vor allen Dingen den Blick für die Unterschiede der einzelnen Schriften schärfen, zu einem geschichtlichen Verständnis der einzelnen Thaten und Personen führen, das Wachsen der Religion bis auf Christum klar legen. Das ganze „Verbrechen" oder Verdienst der protestantischen Schriftforschung besteht lediglich darin, daß sie die Gesetze historischer Forschung mit Erfolg und Entschlossenheit auch auf das Gebiet der biblischen Kritik verpflanzt hat. Eine Reihe glänzender Namen wäre hier zu nennen. Es wäre eine dankenswerte und schöne Aufgabe, auch einmal weitern Kreisen zu zeigen, wie hier eine Erscheinung vorliegt, der die katholische Kirche sowohl hinsichtlich der geistigen Arbeit und Größe, wie hinsichtlich wahrhafter Frömmigkeit nichts an die Seite setzen kann, um so dankbarer und notwendiger, als dieser Gottesdienst der protestantischen Theologie ja mit Vorliebe von Protestanten selbst als Teufelsdienst verschrieen und verketzert wird. Uns liegt jetzt eine andre Aufgabe noch näher. Auch jemand, der der Theologie ferner steht, wird schon oft genug den Namen Wellhausens vernommen haben. Es erscheint unbedingt notwendig, nur um ein Verständnis für die innerkirchlichen Kämpfe zu gewinnen, sich mit der Bedeutung dieses Mannes bekannt zu machen. Indem wir uns dem Leser hierzu als Führer anbieten, bemerken wir vorweg, daß es nicht unsre Aufgabe ist, eine kritische Besprechung der einzelnen Schriften und Aufstellungen Wellhausens vorzuführen. Auch handelt es sich uns nicht darum, zu zeigen, wo Wellhausen Neues gebracht, wo er früher Gesagtes wieder aufgenommen: vielmehr da in Wellhausen die alttestamentliche Schriftforschung einen gewissen Höhepunkt erreicht hat, da in ihm die Gedanken und Arbeiten Früherer in besondrer Formvollendung und Ausreifung geboten sind, da er am konsequentesten und durchgreifendsten sich von allen Resten früherer Inspirationstheorie frei gemacht hat, so können wir dem Leser durch objektive Darlegung seiner Meinungen am leichtesten ein Bild von dem neuern Stande der alttestamentlichen Schriftforschung geben. Es liegt in der Natur der Sache, daß wir hierbei wesentlich referirend uns verhalten, weder der Zustimmung noch der Abweisung unnötig das Wort gestattend.

2. Wellhausen als Text- und Litterarkritiker

Im Jahre 1872 wurde der Privatdozent und Lizentiat der Theologie Julius Wellhausen von Göttingen an die Universität Greifswald als ordentlicher Professor berufen. Er hatte sich hervorgethan durch eine Arbeit über den Text der Bücher Samuelis, die auch heute noch von großem Wert ist. Gerade der Text des Samuelbuches ist besonders schlecht erhalten, wie jeder Bibelleser sich überzeugen kann, wenn er sich einmal die Mühe giebt, Luthers Uebersetzung neben die von Kittel angefertigte in der Kautzschschen*) Bibel zu halten. Da nun unsre Handschriften des Alten Testaments alle auf eine Form des Textes zurückgehen, die seinerzeit von den jüdischen Gelehrten festgestellt ist, ohne daß uns die verschiednen Handschriften, aus denen sie den Text zurechtgemacht haben, erhalten wären, so sind wir bei der textkritischen Behandlung des Alten Testaments in der sehr ungünstigen Lage, daß wir zwar den von den jüdischen Gelehrten hergestellten, aber nicht den ursprünglichen Text auf Grund unsrer Handschriften erschließen können. Von großem Wert ist für uns bei dieser Sachlage die griechische Uebersetzung des Alten Testaments. Denn sie ist lange vor der Feststellung unsers Textes durch die jüdischen Gelehrten angefertigt worden und weicht in vielen Fällen sehr bedeutsam von ihm ab.

Es lag nahe, und in sehr vielen Kommentaren kann man das auch noch bemerken, daß man von vornherein sich auf die Seite des hebräischen Textes als des von Gott gegebnen

*) Die Heilige Schrift des Alten Testaments. Leipzig und Freiburg, 1894.

stellte, ja daß man sich selbst da sträubte der griechischen Uebe setzung beizustimmen, wo sie nicht einmal den Konsonantent stand, sondern nur die Vokale, die ja von den jüdischen G lehrten erst in die Handschriften eingetragen wurden, änder Aber solch ein Verfahren war leicht als unhaltbar nachzuweis Wenn z. B. 1. Mos. 4, 15 steht: „und es sprach Kain Abel: . . . und da sie auf dem Felde waren" . . ., so ist kl daß hier etwas im Texte fehlt. Der griechische Uebersetzer n seinem: „laßt uns aufs Feld gehen" hat augenscheinlich d Rechte. In seiner hebräischen Handschrift waren diese Wo noch nicht ausgefallen. Und so ist es sehr oft auf den erst Blick klar, daß die Dunkelheit einer Stelle, die sich auf d schlechten Text des Hebräers zurückführt, mit Hilfe des Griech glücklich zu beseitigen ist.

Auf andrer Seite trat nun, was nicht zu verwundern i eine Ueberschätzung der griechischen Uebersetzung ein, wie sie au bis auf den heutigen Tag bei einigen Gelehrten noch zu find ist. Vor allen Dingen wird die Uebersetzung in ganz u kritischer Weise herangezogen. Es galt doch zuerst eine Unte suchung des griechischen Textes. Es hat doch nicht ein Ma alle Schriften des Alten Testaments übersetzt, es sind hier vi mehr sehr verschiedne Hände thätig gewesen. Einer wird d Hebräische besser verstanden haben als der andre. Dazu waren d einzelnen Schriften ja nicht in einem Kodex zusammengefaß sondern es waren für die besondern Schriften besondre Rolle Da konnte der griechische Uebersetzer des einen Buches eine gu Abschrift vor sich haben, der andre mußte sich mit einer wenig sorgfältig gearbeiteten oder hier und da unleserlich geworden abquälen. Dazu konnten doch auch in den griechischen Uebe setzungen griechische Randbemerkungen der Leser in den Te kommen, die gar nichts mit der hebräischen Handschrift zu thu haben. Endlich ist der griechische Text des einen Buches vielleic besser erhalten als der der andern. Es ist nach Paul de Lagar besonders Wellhausen zu verdanken, daß hier in die Benutzu der Septuaginta (so nennt man diese griechische Uebe setzung) mehr Methode gebracht wurde. Zu gleicher Zeit b handelt Wellhausen auch in der Einleitung seiner oben erwähnte Schrift die Eigenart des hebräischen Textes, weist auf ei Reihe von Textfehlern, die durch Verwechslungen der Buc staben, sei es in der alten oder neuen Schrift,*) durch besond Art in Anwendung oder Auslassung von sogenannten Voka buchstaben u. s. w. verursacht wurden. (Die altsemitische Schri bezeichnet nur die Konsonanten. Es sind aber schon bald Ve suche gemacht worden, auch Vokale zu schreiben in sogenannte Vokalbuchstaben.) Auf Grund dieser seiner Bemerkungen un zur Bestätigung ihrer Richtigkeit wird nun der Text des Buche Samuel selbst in methodischer Weise behandelt und in viele Fällen recht glücklich gebessert.

Dies Buch blieb natürlich auf den Kreis der Fachgelehrte beschränkt, das Gleiche galt von Wellhausens Aufsätzen über di Komposition des Hexateuch, die in den Jahren 1876 und 187 in den Jahrbüchern für deutsche Theologie erschienen (1885 zweiter Abdruck als zweites Heft der Skizzen und Vorarbeite von Wellhausen. Zweite Auflage 1889 mit Nachträgen). Do ist das Studium dieser Ausführungen Wellhausens für den un umgänglich nötig, der sich ein wirkliches Urteil über Wellhausen Geschichte Israels bilden will. Es ist eine von großer Sprach kenntnis, eindringendem Scharfsinn, historischem Blick zeugend Arbeit, die hier vorliegt. Zur Auseinanderwirrung der Fäden die in einer Erzählung der fünf Bücher Mosis oftmals un entgegentreten, zur Ausscheidung der drei Hauptquellen de Pentateuch haben diese Abhandlungen außerordentlich viel bei getragen. Ein besonderer Punkt, der dann im weitern Verlauf der Kämpfe von der größesten Bedeutung wurde, tritt hier scho überall als besonders wichtig hervor, daß nämlich die Quelle die man als die Grundschrift bezeichnete, die uns in 1. Mos

*) Die altsemitische Schrift, aus der sich unser ABC entwickelt ha ist nicht dieselbe wie die, die den Lesern als hebräische Quadratschri aus unsern hebräischen Bibeln vielleicht bekannt ist. Die Bücher de Alten Testaments sind erst recht spät in die Quadratschrift übertrage worden.

l u. 17 charakteristisch entgegentritt, der alle Ritualgesetze u. s. w. ngehören, nicht etwa die älteste oder überhaupt besonders alt ei, vielmehr als jüngste der pentateuchischen Schriften bezeichnet verden müsse.

Wie diese Forschungen, die allen Arbeitern auf dem Gebiete es alttestamentlichen Schrifttums mächtigen Anstoß und große Wissensbereicherung gegeben haben, die notwendige Vorarbeit ür den positiven Aufbau der israelitischen Geschichte bieten, so ing Wellhausen in der vierten, von ihm besorgten Auflage er Bleekschen Einleitung näher auf die kritische Untersuchung er Bücher Richter, Samuel, Könige ein. Es gelang ihm, in iesen ganz besonders trefflichen Abschnitten nachzuweisen, daß man es auch hier nicht mit einheitlichen Werken zu thun hat. Der chronologische und pragmatische Rahmen, der vom Richter- is Königsbuch sich verfolgen läßt, ist erst in der Zeit nach em Deuteronomium (621) entstanden. Die deuteronomische Schule*) hat sich eine besondre Ansicht von dem Verlauf der sraelitischen Geschichte gebildet und in diese Darstellung ältere Quellen und Berichte eingeordnet. Es gilt diese heraus zu chälen, auf ihren geschichtlichen Wert zu prüfen und unabhängig om Rahmen zu beurteilen.

Wie diese Erörterungen gewissermaßen als Fortsetzung der n den Jahrbüchern aufgenommnen Untersuchungen über den Hexateuch angesehen werden können, so sind in dem Abschnitte ieser Einleitung, der von dem Kanon und Text des Alten Testaments handelt, die in dem Buche über den Samueltext orgelegten Resultate wieder aufgenommen und weiter geführt.

Widerspruch und Zustimmung in der Kirchenbaufrage

3. Brathes Bedenken

ind zum Teil bereits im Verlauf meiner prinzipiellen Erörterungen esprochen worden. Da ich aber einmal mich entschlossen habe, uf die gemachten Einwendungen einzugehen, so halte ich es ür meine Pflicht, auch auf die übrigen Bedenken Brathes kurz u antworten.

1. Brathe tadelt es, daß ich von Formalismus und Schematismus in unserm jetzigen Kirchenbau geredet hätte. Es sei ja och Alles im Fluß; und eine große Mannichfaltigkeit und Ideenfülle trete im Suchen nach der Lösung des Rätsels zu Tage. Ich will das nicht bestreiten. Aber ein isolirter gottesdienstlicher Raum, eine weite Halle für eine zufällig zusammenströmende Menge macht eben immer den Eindruck des Schematischen. Fleisch und Blut können unsre Gemeindekirchen jedenfalls nur dann gewinnen, wenn der gottesdienstliche Raum aus andern, mit ihm geeinten Räumen hervorwächst wie die Blüte aus der Blume.

2. Brathe meint, übertrieben teuer werde in der evangelischen Kirche nicht gebaut, dazu wären schon die Mittel zu beschränkt. Wenn aber doch, wie in der Reichshauptstadt, mehr aufgewendet würde, so beweise dadurch die evangelische Kirche, die ihre Gegner immer wieder totsagen, daß sie doch noch da sei. Ich könnte eine erhebliche Anzahl von Fällen anführen, n denen die Herstellung eines einzigen gottesdienstlichen Raumes eine halbe bis anderthalb Millionen Mark gekostet hat. Man mag darüber sonst denken wie man will; man mag auch die Eitelkeit übersehen, die nicht selten der Beweggrund zu solchen Luxusbauten ist. Was mich bei ihrem Anblick ganz besonders schmerzt, das ist immer der Gedanke: wie hätte hier die evangelische Kirche die römische durch edle Einfachheit beschämen können; statt dessen tritt man in einen vergeblichen Wettstreit mit ihr ein. Als Bähr seine Frauenkirche schuf, da kam einmütige Begeisterung seinem Werke entgegen. Das Volk lebte einmütig im protestantischen Glauben und freute sich, daß der große Meister zeigte, welche Fülle auch architektonischer Gedanken im Protestantismus lebe. Wie aber wirken solche Bestrebungen jetzt? Gustav de Liagre in Leipzig, ein sehr frommer, sehr konservativer und auf sozialem Gebiete höchst verdienter Mann, teilt*) folgende Äußerung eines „gemäßigten und gebildeten" Sozialdemokraten mit:

> Man hat dem hungernden, nach Brot schreienden Volke Kirchen gebaut, prunkvolle, hochragende Paläste aus granitnen Quadern. Vielleicht hat man dem Gotte solche Kirchen zur Sühne dafür gebaut, daß man ihn aus den Hütten vertrieben hat. Aber das schwer ums tägliche Leben ringende Volk dürfte sich kaum in die Schattenkühle solch schöner Prunkgebäude flüchten wollen, um sich an einer vielleicht sehr formvollendeten Predigt von den Mühen der Woche zu erholen. . . . Das arbeitende Volk ist nicht in der Lage, sich beim Anblick dieser modernen, kunstvoll geschmückten Gottespaläste zarter Freude ästhetischen Genießens hinzugeben. Der hungernde Mensch sieht da nur eine Summe von Steinen. In wunderbarer Weise erfüllt sich heute das Wort: Das Volk schreit nach Brot, aber sie geben ihm Steine statt Brot.

Einer unsrer tüchtigsten Kirchenvorsteher sagte einmal zu mir: „Es ist recht, daß Sie statt einer zweiten Kirche nur einen Betsaal bauen wollen; der wird mehr besucht werden als die Kirchen; diese sind unserm Volke viel zu aristokratisch." Meinerseits bin ich fest überzeugt, daß jede unsrer Landeskirchen sich in zwei Hälften, in eine Hochkirche und in eine Volkskirche spalten wird, wenn die ästhetisirende lehrgesetzliche Richtung unsrer Zeit dem Monumentalismus noch weitere Opfer bringt. Wie das sich anbahnt, das beweist das Wachstum der Sekten, denen unser Volk nur deshalb sich zuwendet, weil es bei ihnen einen familienähnlichen Zusammenschluß findet, auf den unser Monumentalismus einfach verzichtet.

3. Ich freue mich, daß Brathe die Verbindung des gottesdienstlichen Raumes mit andern für das Gemeindeleben notwendigen Räumen nicht prinzipiell ablehnt. Für mich ist sie deshalb wertvoll, weil sie den Gemeindegedanken anschaulich zum Ausdruck bringt. Architektonisch wird sie sich schon dadurch wirksam erweisen, daß sie die bisher meist ausschließlich erörterten Fragen, die nämlich über die Gestaltung des gottesdienstlichen Raumes, vor wichtigern allgemeinern Fragen zurücktreten läßt. Ich habe immer gefunden, daß eine Rätselfrage meist dann am besten gelöst wird, wenn es gelingt, sie einer höhern unterzuordnen und an die zweite Stelle zu setzen. Ich wiederhole, damit kein Zweifel darüber bleibt, es noch einmal, daß der gottesdienstliche Raum in einer Gemeindekirche die dominirende Stellung einnehmen und ihr das charakteristische Gepräge geben muß. Ich möchte aber noch darauf hinweisen, daß wir durch unsre Idee des „gruppirten Kirchenbaus" nur zu prinzipieller Geltung bringen, was durch die Bedürfnisse des Gemeindelebens schon vielerwärts ganz von selbst sich angebahnt hat. Zwei Beispiele, die freilich nicht ganz unsrer Idee entsprechen, habe ich täglich vor Augen. Die Dreikönigskirche zu Dresden, vollendet 1739, an der ich angestellt bin, enthält an der Westseite vier Sakristeien, vier Unterrichtszimmer, einen Musiksaal, einen sehr würdigen Sitzungssaal für den Kirchenvorstand und für die Vorstände der Hausväterverbände, außerdem einen prachtvollen Bibliothekraum. Mangelhaft ist nur die äußerliche Zweiteilung. Ich würde Wert darauf legen, den Betsaal mehr vom Geräusch der Straße zu entfernen, ihn also im Obergeschoß anzubringen. Einige Schritte von unsrer Dreikönigskirche entfernt steht eine katholische Kirche, die immer auch der Bauleute Entzücken gewesen ist. Die Gemeinde war, als ihre Kirche erbaut ward, nur klein. Es ward an die Kirche links die Schule, rechts das Pfarrhaus als Seitenschiff angebaut. Die Kirche erhebt sich über diese Anbauten und erhält ihr Licht durch Fenster über den Dächern der Anbauten und durch volle Fenster in der Apsis, an die dort, wo sie aus den Anbauten hervortritt, auf jeder Seite ein Glockenturm in mäßiger Höhe sich anschließt. Der 1853 vollendete Bau ist so harmonisch und lebendig, daß er immer wieder die Frage erweckt: wozu nur die frostigen isolirten Hallen, wenn man Besseres haben kann? March hat (z. B. in der reformirten Kirche in Osnabrück) durch die That bewiesen, daß auch sonst Kirche und

*) Das 621 durch Josia eingeführte Gesetzbuch war das fünfte Buch Moses, d. i. das Deuteronomium. Die Schriftsteller, die die Geschichte Israels vom Standpunkt des Deuteronomiums aus behandeln, ehören zur deuteronomischen Schule.

*) „Wohnungen für Unbemittelte," von Gustav de Liagre. Leipzig, 1896.

Pfarrhaus sinnvoll sich verbinden lassen. Unter andern Verhältnissen wird man davon absehen. Wo eine Gemeinde noch mehrere Bezirke umfaßt, da ist es jedenfalls erwünscht, daß jeder Geistliche in seinem Bezirke wohnt. Freilich wird man es da wieder nicht umgehen können, ihm auch einen Raum zu schaffen, in dem er seine Bezirksgemeinde auch gesondert versammeln kann. Die Kasernirung vieler Geistlichen in einem Pfarrhause ist aber sicher ungeeignet.

4. Brathe meint, Gott teile eben der Gemeinde auf verschiedne Weise sich mit. Man brauche daher nicht Taufstein, Kanzel und Altar zu verschmelzen. Die Einheit der Person des Geistlichen genüge, die Einheit des Heilsgutes darzustellen. Ich meine, die Verschiedenheit der Handlungen genüge, die Verschiedenheit der Darbietung des Einen Heilsgutes anschaulich zu machen. Und wenn der Handelnde naturgemäß immer mitten vor der Gemeinde steht, nicht bald diese allein richtige Stellung einnehmen, bald zur Seite treten kann, so versteht sich die Verschmelzung von Taufstein, Kanzel und Altar von selbst. Wenn man während jeder Handlung des Geistlichen immer zwei leere Stätten vor Augen hat, so verstärkt das nur den Eindruck, den unser ganzer Monumentalismus hervorruft, den nämlich, daß wir die Einfachheit und Natürlichkeit, die des Christentums köstlichster Schmuck ist, verlassen haben und auf dem Kothurn uns bewegen.

4. Zustimmung

Die das „Gotteshaus" durch das „Gemeindehaus" ersetzen wollen, werden noch lange als „Protestanten," als solche bezeichnet werden, die im Protestiren fortfahren, bis aller Inhalt verloren ist. Sie werden sich aber nicht abschrecken lassen. Sie wissen, daß es kein Gotteshaus giebt als die Menschenseele und die Gemeinde. Sie halten fest an dem lebendigen Kirchenbegriff der Reformation, nach dem Wort und Sakrament nicht unpersönliche, in der Kirche wohnende Gottheiten, sondern „Merkmale" und Funktionen des in den Herzen lebenden heiligen Geistes sind. Und sie thun ihr Werk nur, weil sie darüber trauern, daß unsre Kirche immer wieder den schweren monumentalistischen Panzer der römischen sich auferlegt, während sie etwas qualitativ unendlich viel Besseres leisten und durch einen innigern Kirchenbau ganz anders für inniges Glaubens- und Gemeindeleben wirken könnte. Aber der Winterfrost endigt zuletzt doch. Wie bin ich verspottet worden, als ich auf die Entfaltung der Liebesthätigkeit in den Gemeinden drang. Und nun regt sie sich allerwärts. So wird auch im Kirchenbau der Umschwung eintreten. Namentlich in den immer wachsenden großen Städten wird man empfinden, daß der Monumentalismus es der Kirche unmöglich macht, mit dem Wachstum der Bevölkerung gleichen Schritt zu halten, und daß es ein schweres Unrecht ist, die notwendige Bildung neuer Gemeinden zu hindern, weil die Mittel nicht ausreichen, Diminutivdome oder gar wirkliche in hinreichender Zahl zu beschaffen.

Die Erkenntnis, daß im Kirchenbau ein neuer Weg einzuschlagen ist, bricht sich bereits Bahn. Ich habe mich in diesen Tagen erquickt, indem ich die schönen Erörterungen Dr. Heinrich Weizsäckers*) noch einmal gelesen habe. In der Theologie wird leicht das Entdeckte vergessen und muß dann noch einmal entdeckt werden. Es ist daher Pflicht, das einmal gesagte Richtige immer wieder in Erinnerung zu bringen. Darum mache ich auf Weizsäckers feinsinnige Abhandlungen noch einmal aufmerksam. Weizsäcker, Direktor am Städelschen Kunstinstitut in Frankfurt a. M., steht unsern Fragen neutraler gegenüber als die Architekten und wir Theologen. Seine Ausführungen gewinnen dadurch an Bedeutung. Ich bitte daher, sie noch einmal zu erwägen. Unter vielen Vorbehalten, die auf seinem Standpunkt durchaus berechtigt sind, spricht Weizsäcker doch mit unbefangner Teilnahme von unsern Bestrebungen.

Eine besondre Freude ist es mir, daß der beste Kenner der Geschichte des evangelischen Gemeindelebens, Professor Lic. Simons in Bonn,**) sich entschlossen hat, seine Ansicht über

*) Christliche Welt 1894, Nr. 1, 9 und 15.
**) „Der evangelische Kirchenbau," Vortrag von Professor Lic. Simons in Bonn. Elberfeld, 1897.

unsre Frage auszusprechen. Ich bitte dringend, seinem lehrreiche Vortrage Beachtung zu schenken. Aeußerst charakteristisch i zunächst eine von Simons mitgeteilte Bitte eines katholische Geistlichen, der in einer Simultankirche wirken muß, ihm zu Erbauung einer eignen Kirche zu helfen: „wer hilft mir, der eucharistischen [d. h. dem im Tabernakel aufgestellten] Gott ein ruhige Wohnstätte zu bereiten?" Das ist der treffendste Aus druck für den katholischen Kirchenbegriff und für das Prinzi des katholischen Kirchenbaus. Simons schließt an diese Mit teilung einen kurzen, sehr gut orientirenden Ueberblick über di Geschichte des evangelischen Kirchenbaus, und tritt dann in di Erörterung der prinzipiellen Fragen ein. Er stellt den gan richtigen Grundsatz an die Spitze: erst die Gemeinde, dann di Kirche. Man lasse die Gemeinde sich organisiren, auch wen sie fürerst noch mit einem unzureichenden Raume sich behelfe muß. Das wird ihr ein Sporn zu eigner Thätigkeit werden Kommt es zum Bau, so ist die erste Frage die: entspricht de Innenraum dem, was der evangelische Gemeindegottesdiens fordert? „Da wird sich alsbald ein negativer Kanon ergeben je leichter sich das Innere einer evangelischen Kirche für de katholischen Gottesdienst einrichten läßt, um so weniger ent spricht es seinem Zweck." Das evangelische Christentum forder daß die Einheit der Gemeinde zum Ausdruck kommt. Ein Trennung des gottesdienstlichen Raumes in verschiedne Schiff ist deshalb zu vermeiden. „Zu vermeiden sind auch Pfeiler Die evangelische Kirche soll nicht einem Walde gleichen, hinte dessen Bäumen die Gemeindeglieder sich vor einander verstecken." Ganz besonders ist für gute Akustik Sorge zu tragen: „denn diese ist längst nicht so unberechenbar wie viele meinen. Zun mindesten ist erkannt, welche Raumverhältnisse die Akustik un günstig beeinflussen." Den Redner muß man von allen Plätzen aus sehen können; denn Ohr und Auge stehen mit einande im Bunde. Einen Redner, den man nicht sehen kann, wird man auch lange nicht so gut verstehen; „es ist dann, als wenn jemand aus einer andern Stube heraus zu uns spräche." Für viele hängt der Eindruck des Weihevollen, des eigentlich Kirchlichen im Unterschied vom Profanen von der Beibehaltung des Chors ab. Ohne ihn erscheint ihnen die Kirche nur als ein Bethaus. Andre meinen, eine höhere Würde könne es für ein Gebäude eben nicht geben als die, ein Bethaus zu sein. Als das Todesurteil über unsern Herrn gesprochen wurde, war es dadurch mit veranlaßt, daß er aus dem Tempel ein Bethaus machen wollte. Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls ha schon Luther 1526 mit Recht erklärt, der Altar dürfe „nich so bleiben," er müsse näher zum „Volk" rücken. „Und lutherische Gemeinden des sechzehnten Jahrhunderts zu Antwerpen und Aachen haben ihn in Gestalt einer einfachen Tafel zur Bedienung vor Taufe und Abendmahl vor den Predigtstuhl gestellt."*) Da aber die Kanzel nicht im Chor stehen kann, weil daraus schlech zu predigen ist, ein leerer Chor aber keinen Sinn hat, so wird der Chor doch entbehrlich. Auch Simons findet es geeignet das Abendmahl sitzend zu feiern.**) Die Kanzel muß mi dem Altar in der Achse des gottesdienstlichen Raumes stehen Sie seitwärts vom Altar anzubringen und doch zugleich gu akustische Predigtkirchen zu schaffen, der Aufgabe haben di Architekten seit Jahrhunderten nachgedacht, die genügende Lösung aber nicht gefunden, weil sie eben unlösbar ist. So sprich nach Simons ein Meister vom Fach. Wird nun die Kanze hinter den Altar gestellt, so findet man es unanständig, daß der Prediger über den Altar hinwegrede.

Simons will von diesem Symbolisiren nichts wissen.***)

*) Schultz, Jacobi, Oud en Nieuw, 1863. S. 118. 121.
**) Ich habe als Leiter oder Helfer etwa zwanzigmal im Jahre bei Kommunionen von 400 bis 700 Teilnehmern thätig zu sein. Dabe hat mich die Erfahrung gelehrt, daß die Form der Prozession wirklich unhaltbar ist, weil sie nur die Andacht zerstört.
***) Er teilt hier eine köstliche Persiflage des Symbolismus au einer kirchlichen Zeitschrift mit. Nach ihr wird empfohlen, die Orgel in einer Versenkung anzubringen, über ihr die Kanzel, darüber den Alta und den Turm. Die Sitze müßten in der Richtung der Kanzel zu allmählich aufsteigen. Die Erhebung zur höchsten Höhe wäre dann vollendet ausgesprochen. Die Gemeinde würde von den Orgeltönen emporgetragen.

ber er giebt zu, daß der Prediger, von der Kanzel aus über n Altar hinübersprechend, von der Gemeinde ziemlich weit tfernt wird. „Wie nun den Uebelständen entgehen? Es ebt einen Weg. Wir haben eine immer größere Annäherung von Altar und Kanzel an einander wahrgenommen. inen Schritt noch weiter, als wir bisher gegangen sind, und e fallen zusammen.“ „Daß die Predigt hiervon Gewinn aben würde, ist unbestreitbar; sie wird, spricht der Prediger der Gemeinde, inniger, herzlicher, der Rapport mit den örern wird ein andrer.“ Es lohnt sich also, mindestens in einern Kirchen, einen Versuch mit der Verschmelzung von aufstein, Kanzel und Altar zu machen. Sehr wichtig ist die chtige Aufstellung des Gestühls. „Am besten umgiebt es in onzentrischem Sinn Orgel und Altar. Das ist nicht theatermäßig, sondern für den evangelischen Gottesdienst das Naturemäße. Schall bleibt Schall, mit Semper zu reden, er möge eistlich oder weltlich sein.“ Der Prediger soll nicht vor einem Wege, sondern vor der Gemeinde stehen. Daher ist ein Mittelang zu vermeiden. Die Sitzreihen sind nicht in zwei, sondern drei Abteilungen anzubringen. Die Orgel soll im Angesicht er Gemeinde stehen. Niemand erträgt es anderwärts als in er Kirche, von hinten her sich ansingen und vorspielen zu ssen. Die künstlerische Ausschmückung muß darauf achten, en Unterschied zwischen Bethaus und Museum nicht zu verischen. Das ist ein köstliches Wort.

Simons sagt:

Muß es nicht einen freudigen Wiederhall bei uns finden, wenn n bedeutender Architekt [March] dafür eintritt, Kirchen zu bauen, die as gesamte Leben der Gemeinde abspiegeln und in sich hineinziehn? ch stehe nicht an, das Dasein dieser Nebenräume für wichtiger zu halten s das eines Turmes, wenn ich auch nicht die Kirchtürme als die estungstürme der Hierarchie bezeichnen möchte.

Das Stadtbild bestimmend, neben den Schornsteinen emporagend, sollen sie — abgesehen von ihren praktischen Zwecken — aran erinnern, daß auch die moderne Menschheit dem Arbeiten as Beten zur Seite, ja voran zu stellen hat, wenn sie nicht zu runde gehen soll.

Die Stilfrage ist eine untergeordnete. Aber die Gotik t schon aus akustischen Gründen auszuschließen. Mit ihr fällt n Haupthindernis des evangelischen Kirchenbaus. Das Rokoko ls üppig, der Empirestil als anspruchsvoll kommen kaum für uns Betracht, wohl aber romanischer Stil, Renaissance, Barock, dies n konstruktiven, nicht im dekorativen Sinne gemeint, oder ombinationen. Der byzantinische Kuppel- oder Zentralbau ereitet akustische Schwierigkeiten.

„Vor Zweierlei hat man sich zu hüten. Einmal vor der Schablone. Nur keine Normalform! Kein Schema! Sondern uch hier walte reiche Mannichfaltigkeit, die der Protestantismus rtragen kann, ja in der er so recht seine Lebenskraft bewährt. Sodann: Machen wir uns frei von der Vorstellung, eine evanelische Kirche sei erst dann ihres Namens würdig, wenn sie inen monumentalen Charakter habe. . . Monumentale Kirchen nögen Kunstverständige anziehen, mögen auch Neugierige hereilocken — ob sie viele, die dem kirchlichen Leben entfremdet ind, ihm zurückgewinnen werden, ist stark zu bezweifeln. Kostare Kirchen bauen, aber nicht genug Pfarrer anstellen, Massenemeinden oder auch nur zu große Gemeinden bestehen lassen, as heißt die Sache am verkehrten Ende anfassen.“ Und schon Bernhard von Clairvaux hat gesagt: „Die Wände der Kirchen schimmern und in den Armen ist die Gemeinde elend; as ist ebenso unsinnig wie eitel.“ Simons kommt zu demelben Schluß wie wir Vertreter der Gemeindekirchen: „Kleine, infache Kirchen sind notwendig, die ihrem Zwecke entsprechen nd die Traulichkeit und Innigkeit zum Ausdrucke bringen, die uf den aufgeschlossenen Sinn erfrischend wirkt und ein Echo n ihm wachruft.“

E Sulze

Aus dem Tagebuch eines jungen preußischen Geistlichen

Den 2. April

Heute wurde ich zu meiner ersten Nottaufe geholt. Welche Enttäuschung das war! Der Küster kam in einer Droschke, mich abzuholen! Es war nur dreizehn Minuten weit zu gehen, und doch hielt er eine Droschke für nötig! Er meinte, das sei vielfach Sitte hier. Die Droschke mußte nachher der Vater des kranken Kindes, ein Schuhmachergeselle, bezahlen. Sie kostete 2 Mk., das machte mehr als den Tagelohn dieses Mannes! Und das nur um der „vielfachen Sitte am Orte“ willen. Oder auch um der vielfachen Bequemlichkeit mancher Amtsbrüder willen? Vielleicht aus beiden Gründen. Jedenfalls habe ich dem Küster ein für allemal angeordnet, mich nie wieder zu Nottaufen in einer Droschke abzuholen. Wir gehn zu Fuß und tragen unsern Talar selber.

Aber die Droschke war nicht die einzige Enttäuschung für mich, auch nicht die schwerere. Schlimmer war, was ich nach der Taufe erlebte. Als sie feierlich und würdig, unter dem Röcheln des schwachen Kindchens und den Thränen der Mutter zu Ende und wir alle noch still und traurig waren, sagte ich Lebewohl. Da zog der Küster zwei Papptäfelchen aus der Tasche und legte sie auf den Tisch neben die Taufschüssel. Auf dem einen stand in großen Buchstaben gedruckt: Opfer für den Geistlichen; auf dem andern: Opfer für den Küster. Und plötzlich griff Alles nach den Taschen und legte je ein Nickelstück auf sie. Ich fühlte, ich wurde blutrot vor Scham; ich konnte mich nicht mehr verabschieden; ich stürzte mehr, als ich ging, noch im Talar, zur Thüre hinaus in den unten wartenden Wagen. Bettelei, reine Bettelei wohlhabender Menschen bei armen Schustersleuten — das war mein einziger Gedanke.

Dann kam auch der Küster bald. Er war still, sichtlich betreten. Er fühlte, was in mir vorging. Während wir fuhren, brach er das Schweigen und kam schüchtern auf die Sache zu sprechen. Er ist eine ehrliche, gerade, gute Haut, die ich leiden mag. Er sprach auch sehr nett über die Sache. Er meinte, er könnte meine Stimmung wohl verstehen. Als er seine Stelle antrat, habe er auch so ähnlich empfunden. Und bei ganz armen Leuten hole er die Tafeln heute noch nicht heraus. Aber was wolle man machen? Das Geld gehöre auch zu den Opfern. Und von den Opfern werde unser, der Geistlichen, des Küsters und des Kirchendieners Einkommen, sowie die Ausgaben der Gemeinde fast ganz bestritten. Außerdem sei es so alte Sitte. Also —

Nein, trotzdem kein Also. Wenigstens ich will bei Nottaufen, die ich vollziehe, von dem Gelde nichts sehen. Es ist auch unevangelisch, gänzlich unevangelisch. Nein katholisch, barbarisch, heidnisch ist es. Man kann die „Sitte“ nur verteidigen, wenn man eine solche Taufe einfach für ein Schaustück erklärt — das kann man freilich bezahlen, und die Schauspieler dazu, die es aufführen. Oder man muß sie für eine Art Heilmethode an kranken Kindern mit geheimnisvollen, übernatürlichen Mächten und die Geistlichen wie einst für Zauberer und Quacksalber halten. Oder man muß echter Katholik sein, der die ganze Taufhandlung dem Priester zuschiebt, dem die Eltern, die Paten, die Anwesenden traurig und staunend zugleich, angstvoll abwartend und doch verständnislos, ohne innere Anteilnahme nur zuschauen. Dann kann man freilich gleich darauf ganz gut den Beutel ziehen und zahlen — nichts hindert daran, und ich zerstöre in den Leuten nichts dabei, wenn ichs verlange. Aber ist die Taufe, die Nottaufe nicht tausendmal mehr? Ist sie nicht ein glühend heißes Gebet, ein Jammerschrei geängsteter Eltern um ihr Kind, ein Schrei nach der Hilfe Gottes in ihrer Not? Ist nicht der Geistliche der Dolmetsch der Eltern in dieser ihrer oft stummen, unbeholfnen Angst? Nein, ist er ihnen nicht noch mehr? Ist er ihnen nicht die gewisse Verheißung der Hilfe, ja das Unterpfand dafür, von Gott ihnen geschickt, ihre Beruhigung, der Bringer neuer Hoffnung, größerer Ergebung, starken Mutes, festen Gottvertrauens? Der ihnen den starken heiligen Geist Gottes, neues Leben, das Leben Jesu in die Seele gießt während der heiligen Handlung, damit sie getrost und stille werden von neuem? Gesegnet von neuem? Wenn das alles aber richtig ist, dann kann es nur erreicht werden durch innerlichste Sammlung, durch wahrhaftige Andacht, die sonst Alles rings vergißt, die die kleine Stube

zur Halle Gottes macht, die die Herzen der Traurig-Andächtigen in die Himmel hinein entrückt. Und dann, wenn das dem Geistlichen gelungen ist mit Hingabe seines ganzen Innern — dann, noch beim Amen, wo über Allen noch die Weihe des Trostes und der Gottesgemeinschaft schwebt — dann sofort die Forderung: Nun auch Geld, Bezahlung, Opfer dafür! Das ist die Vernichtung alles Trostes, aller Weihe, alles Segens. Das ist Verletzung des heiligen Sakraments, Sünde wider den heiligen Geist.

Aber die Sitte? Zum Teufel mit ihr, wo sie nur Unheil stiftet. Aber woher das Geld, die Bezahlung, die Bezahlung für dich selber? Zum Teufel auch damit. Giebts nicht noch andre Wege? Die „Obern“ haben dafür zu sorgen. Das ist ihres Amts. Weh ihnen, thun sies nicht. . . .

* * *

11. Juni

Wieder das verdammte Geld. Diese angeblich von der alten Sitte geheiligte verhängnisvolle Art der Bezahlung kirchlicher Handlungen. Sie empört das Gefühl und vernichtet alle ehrliche seelsorgerliche Wirkung.

Kommt da heute der Küster zu mir in die Sakristei. Er habe ein Anliegen, ob ers frei und ehrlich äußern dürfe. Selbstverständlich. Und nun erzählt er: Seit ich im Amte sei, bezahlten so und so viele Menschen ihre kirchlichen Gebühren nicht mehr an die Kirchenkasse, oder jedenfalls nicht sofort, nicht regelmäßig. Das müsse aber geschehen; das Geld sei nicht zu entbehren. Nun müsse er den Leuten nachträglich Mahn- oder gar Drohzettel schicken, daß sie bezahlten. Er könne sich das nur so erklären, daß ich Beerdigungen annähme und vollzöge, ohne die Leute vorher zur Bezahlung zu ihm geschickt oder sie wenigstens nach der Quittung über die erlegten Kosten gefragt zu haben. Das müsse ich aber sofort thun, wenn sie kämen, ihren Trauerfall bei mir anzumelden.

Ich mußte ihm gestehen, daß ich das noch nie gethan. Aber wie soll ein vernünftiger Mensch auch darauf verfallen? Ein Mensch, der es ehrlich meint mit der Trauer seiner Mitmenschen, der ihnen in ihrem Unglück aufrichtig etwas sein will? Wenn sie zu einem ins Zimmer treten, freilich manche gleichgiltig, die Mehrzahl aber doch in aufrichtigem Schmerze, bald still resignirt, bald verbissen, voller Vorwürfe gegen ihr Schicksal, bald voll lauter, leidenschaftlicher Klage, bald ermattet von langer Krankenpflege, gebrochen vor Jammer, mutlos, voll Sorge vor der Zukunft — ist es da nicht natürlich, daß man sie einfach bei der Hand nimmt, sie niedersetzen läßt, sich in sie und ihre Lage hineinzuversetzen sucht, sie ihr Herz ausschütten läßt und ratet, zuredet in ehrlichem Mitempfinden, so gut man es vermag? Mit einem Wort, daß man sie wirklich zu trösten und zu stärken sucht? Hier, Auge in Auge, allein, ist das ja zehnmal möglicher und leichter als dann beim Begräbnis vor den vielen fremden Menschen. Und nun soll ich sie nicht eher annehmen, als bis sie das Begräbnis bezahlt haben? Meine erste Frage an sie soll nicht mehr nach ihrem Leid, sondern nach diesem elenden Fetzen Papier, der Quittung sein! Da schnürt sich einem die Kehle zusammen. Und den Leuten muß sich das Herz zusammenkrampfen bei solchem Empfang. Passirte mirs, ich glaube, ich drehte mich an der Thüre herum und ließe solchen Pfaffen stehen.

Und doch hat der Küster recht, es von mir zu verlangen. Das Geld wird gebraucht und ist nicht anders aufzubringen, solange nicht . . . Ich habs ihm auch versprochen. Ich muß einen Mittelweg finden, der Niemanden verletzt, der der Frage das Peinliche nimmt und sie auch mir erträglicher macht. Scheußlich genug bleibts immer noch. Es ist mein Ceterum censeo: die „oben“ müssen hier helfen. Aber anstatt hier einzugreifen und zu reguliren, greifen sie lieber in die Gewissen von uns Geistlichen ein und wollen unsre Gesinnung reguliren. Sie thun, was sie nicht dürfen, und lassen, was sie thun sollten. Es schreit zum Himmel.

* * *

Heute hab ich das Aergste erlebt in den zehn Monaten seitdem ich im Amte bin. Und wieder drehte sichs um dieselb[e] Sache, dieselbe Not: das Geld in der Kirche.

Ich hatte den Abendgottesdienst. Die Kirche war voll[er] Menschen, und Alle, man fühlte es, waren anders, tiefer, ernster gestimmt als sonst. Die Gaskerzen brannten still und warfe[n] ihren Schein und ihre langen Schatten über die schweigend[e] Menge. Ich aber war voll Glut und Kraft und Ernst un[d] Freudigkeit, zu reden wie noch nie. Ich dachte an meine Toten die in weiter Ferne schlafen, an meine Mutter, meine Geschwister. So stieg ich auf die Kanzel; und Gott gab mir Kraft. Ic[h] gab, was in mir war, und die Menschen nahmen es auf i[n] ihre Herzen. Ich empfand: heute hatte ich diese Herzen ge troffen am rechten Punkt, mit lebendigen Worten.

An den Gottesdienst schloß sich Beichte und Abendmahls feier an. Eine Massenfeier, die rechte Abendmahlsfeier, wi[e] sie sein soll. Schier drei Viertel aller Kirchenbesucher nahmen teil. Ich hielt meine Beichtrede kurz, drei bis vier Minuten nur. Ich stellte ihnen Jesus den Toten vor die Seele, un[d] mir wars, als schauten wir ihm wirklich in das gebrochne Auge Bei seinem Anblick erkannten wir unsre Schuld; bebend beteten wir das alte mächtige Beichtgebet; jubelnd im Innern empfingen wir Vergebung aller Schuld. Wenigstens ich erlebte das alles und mir war, als erlebten sie alle, die da saßen, es mit. Und dann traten sie heran, paarweise, in Gruppen zu zweien und dreien, die meisten mit aufrichtig ernsten, andächtigen, erregten ergriffnen Gesichtern. Mir war, als wären sie wirklich mi[t] ihren Seelen weg, als sähen sie im Geiste ein wenig den Himmel offen und fühlten Gottes Geist dem ihrigen ent gegenkommen. Und froh und gewiß mit fester, jubelnder Stimme spendete ich ihnen das Brot: Das ist mein Leib, das thut zu meinem Gedächtnis, spricht der Herr.

Ach, nicht lange blieb ich so feierlich froh. Und die das Brot empfingen, auch nicht. Kaum waren sie zurückgetreten und hatten sich zum Gehen gewandt, um den Altar herum, zum Kelch — da sah ich, wie die Meisten stutzten, nach ihren Taschen fuhren, um — das Opfergeld herauszuholen! Die Einen staunend die Andern wie erwachend aus einer andern Welt, die Dritten kopfschüttelnd, die Vierten mit bitterm Lächeln. Sie hatten heute die ohnehin halbvergessene, vielleicht lange nicht geübte Sitte, zwischen Brot und Wein ihren Nickel zu spenden, vergessen. Nun wurden sie von den korrekteren unter den Abendmahlsgenossen daran erinnert — um den Preis ihrer ganzen Andacht. Eine wahnwitzige Einrichtung der Kirche! Zwischen Brot und Wein, in dem Augenblick, wo der normale, aufrichtig mitfeiernde Christ auf der Höhe der Andacht sich befinden soll, wo er, die Hostie noch auf den Lippen, ganz im Gebet versunken, von neuem sich mit Gott vereint weiß, da fordert sie: Geld, Geld, Geld, für Prediger und Küster! Hols Geld aus deinem Beutel! Gieb, gieb, gieb! Ist das in der That nicht Wahnsinn? Nicht Sünde wider den heiligen Geist? Nicht die Zerstörung aller Andacht, aller Sammlung?

Mir liefs kalt den Rücken herunter. Ich mußte immer wieder einhalten beim Spenden, mußte sehen, wie diese eben noch andächtigen Menschen gleichgiltig und kalt den Wein hinunterschluckten und nüchtern geschäftsmäßig den Altarplatz verließen. Alles, Alles — so deuchte mir — war nun bei ihnen vorüber.

Und doch, es kam noch schlimmer. Als schon Hunderte an mir vorüber waren, und das Geld sich anhäufte neben mir, passirte das Aergste, nicht ein-, sondern zweimal: der Geldberg kam ins Rutschen, und die Geldstücke fielen und rollten zum Teil auf den Steinboden hinab. Hei, wie das sprang, hei, wie das klang! Und ich immer dazwischen: Das ist mein Leib, das thut zu meinem Gedächtnis, spricht der Herr.

O der Herr! Wenn er dagewesen wäre, wie einst im Tempel zu Jerusalem — er hätte wieder seinen Strick genommen und uns alle hinausgehauen, zu unserm eignen Gotteshaus hinaus.

Mühsam, matt, mutlos habe ich die Schlußliturgie gehalten und bin voll Scham heimgeschlichen. Alle Glieder thun mir

ch. Am wehesten aber thut mir mein Herz. Ich habe das ste verloren, was ich hatte, die stolze Freudigkeit an meinem eruf. Mir ist zum Weinen traurig zu Mute.

Die Not in Indien

Not an allen Enden sieht das Auge christlicher Barm- rzigkeit in unsern Tagen, und wer mit aufmerksamem Sinn s soziale Leben daheim und draußen beobachtet, der muß mer von neuem erschrecken über die Fülle des Elends und er die Schwachheit aller humanen und christlichen Hilfe. Hier liegt ein dringender Notstand vor!" „Schnelle durch- eifende Hilfe thut not!" Wieviel hundertmal im Jahre lägt solcher Bittruf an unser Ohr und Herz, und wahrlich, an hat Mühe, sein Herz zu bewahren, daß es darob nicht umpf oder verzagt werde.

Trotz vieler sozialen, sittlichen, nationalen und religiösen otstände bei uns im deutschen Vaterlande und trotz der orte: „Wer seine eignen Hausgenossen nicht versorget, der ärger als ein Heide!" ist es doch kein Zufall und keine illkür, daß unsre kirchlichen, ernstgesinnten Kreise mit Vor- be ihr Augenmerk gerade auf auswärtige Nöte, auf das lend nichtchristlicher Länder richten. Denn die mehr oder inder geordnete Regierung christlicher Kulturstaaten bietet ne gewisse Bürgschaft dafür, daß in ihren Gebieten der ilfe und Fürsorge weit mehr ist als „hinten, fern in der ürkei," in Armenien, Indien, Afrika. So wird vielfach die ilfe in dieser Not der Ferne und Fremde, als der größten, r christlichen Nächstenpflicht.

Kaum ist der Schreckensruf aus Armenien — nicht erhallt —, aber in seiner unmittelbaren Wirkung schwächer eworden, da kommen schon neue Klagen. Ein großer Teil nsrer deutsch-evangelischen Missionsgesellschaften kämpft mit inem erheblichen Fehlbetrage in ihren letztjährigen Rechnungs- bschlüssen, während gleichzeitig aus Indien ein Notschrei ommt, der uns umso schmerzlicher berührt, als dies höne, märchenhafte Land mit seinen 300 Millionen Menschen eit über hundert Jahren das große Hoffnungsland der evan- elischen Mission ist. Im Reichsboten Nr. 85 und 86 ist in herzbewegender Aufruf erlassen, der umso erschütternder wirkt, als er sich stützt auf den Bericht einer Frau, die nicht ur als Augenzeugin, sondern als Kind des indischen Volkes nd dessen unermüdliche Wohlthäterin genaueste Kenntnis der age hat. Diese **Pandita Rama Bai** ist eine der hervorragendsten rauengestalten Indiens. Von dem, was sie schreibt, sagt der eichsbote mit Recht:

Wir sind überzeugt, daß die Mehrzahl der deutschen Christen aum eine Ahnung hat von dem, was in Indien vor sich geht, nd von der großen Tragödie, die sich dort abspielt: Pest, Cholera nd Hungersnot als schreckliches Trio gehen Hand in Hand durchs and, sie teilen sich sozusagen ihre Arbeit ein, indem sie nicht an dem- elben Ort, sondern einzeln in den verschiednen Distrikten und Provinzen ausen. Die Cholera ist ja nichts Neues; sie haust beständig in dem inen oder andern Teil des ungeheuern Reiches. Jetzt herrscht sie be- onders im Süden. Ueber die Pest werden die Leser besser unterrichtet ein, da die Panik, die die Nachricht hervorgerufen hat, eine allgemeine st. Das Publikum wird soviel wie möglich über den wahren Stand er Sache im Dunkeln gehalten. Aber glücklich zu preisen sind die pfer der Pest und der Cholera verglichen mit denen der Hungersnot; enn während die erstern einige Stunden, Tage oder höchstens Wochen örperlich leiden, richtet die Hungersnot mit entsetzlich langsamer nonatelanger Tortur nicht nur die Körper, **sondern auch die Seelen zu Grunde.**

Pandita Rama Bai hat als Kind selbst die furchtbaren eiden der Hungersnot an sich und ihrer Familie erfahren. Dann wurde sie Christin und hat in der Nähe von Bombay ine Heimstätte für indische Witwen gegründet — sie ist selbst ine dieser Brahminenkind-Witwen, d. h. ihr Gatte starb, ls sie noch im zartesten Kindesalter war. Gewöhnlich hat ie sechzig solcher Witwen im Alter von sechs bis zwanzig Jahren in ihrer Heimstätte. Nur ein Beispiel von der leib- ichen Not, die sie bei ihrem thatkräftigen Bemühen zu helfen esehen hat. Sie erzählt:

Wir hörten, daß wir die Waisen nicht bekommen könnten ohne Erlaubnis von der Regierung. So war unser erstes Geschäft, den Arzt im Hospital zu sehen und den Tassildar (Zivilbehörde), der über das Armenhaus gesetzt war. Wir gingen etwa um halb neun Uhr morgens zum Hospital, der Doktor war noch nicht da; aber eine große Menschenmenge. Gerade vor mir gingen drei kleine skelettartige Gestalten, und diesen ersten Elendsanblick werde ich nie vergessen. Die drei Kinder, so erfuhren wir, gehörten zur Chamarkaste. Der Vater war vor einiger Zeit, die Mutter erst gestern den Hungertod gestorben. Das älteste war ein etwa siebenjähriges Mädchen, das zweite ein fünfjähriger Knabe und das jüngste ein Baby von drei Jahren. Das Mädchen suchte sich mit einigen Lumpen vor der Kälte zu schützen, aber die Knaben hatten nichts. Die gefurchten Gesichter und der totenähnliche Ausdruck erzählten die Geschichte ihrer Leiden. Sie weinten laut aus Hunger, und da wir nichts bei uns hatten, konnten wir ihnen nichts geben. Das jüngste Kind hatte schlimme Augen und konnte sie nicht öffnen. Der arme kleine Junge litt an Dysenterie, so sehr, daß seine Eingeweide zu sehen waren, und doch schleppte er seinen elenden kleinen Körper durch die Straßen. Um sein Elend zu vermehren, stolperte er, fiel hin und verletzte seinen Rücken, sodaß er zu bluten anfing. Er weinte, aber keine Thränen kamen, ein trocknes, herzzerreißendes Wimmern. Die Kinder mischten sich unter die Menge, aber niemand zeigte das geringste Mitleid. Leser! Tausende solcher Kinder teilen dasselbe Schicksal! Wir durften die Kinder nicht ohne weiteres mit uns nehmen. . . . Als wir zum Hospital zurückkamen, waren die Kinder verschwunden, niemand wußte oder kümmerte sich darum. Vielleicht wurden sie schwach auf dem Wege und fielen in einen der tiefen Gräben, wie das mitunter vorkommt. . . .*)

Die englische Regierung hat sogenannte „Armenhäuser" errichtet, Orte, Ferche, wo die Hungernden, Jung und Alt, Männer und Frauen zusammen hausen und auf die täglichen Speisungen mit Brot oder Auszahlung von Geld warten, als auf ihre einzige Ernährungsquelle. Aber was ist das, was da geschieht: auf eine Person kommt **monatlich** als Höchstbetrag der Ausgaben 1 Rupie (1,40 Mk.)! Dabei betrügen die indischen Unterbeamten noch in grausamster Weise, das Mehl zum Brot wird mit Sand und Erde gemischt! Die Armen der Armenhäuser sind so heruntergekommen, daß sie Anstand, Zucht und Reinlichkeit nicht kennen. Stolze Brahminen hingegen sterben vielfach lieber Hungers, als sich durch Berührung mit Gliedern niedrer Kaste oder durch Annahme der englischen Unterstützung an Brot u. s. w. zu verunreinigen. Entsetzlich ist aber das sittliche Elend, dem namentlich die Frauen und Mädchen in diesen Armenhäusern, wie überhaupt durch die Hungersnot ausgesetzt sind.

Manche der sogenannten „Armenhäuser" sind einfach ein freier Platz, oft sogar ohne Mauer und Hecke, einige nur notdürftig errichtete Schuppen. Die elenden Männer, Frauen und Kinder, die hier zusammengedrängt hocken, frieren in der Nachtkälte und braten in der Tagesglut. Manche wohlmeinende Behörden haben die Plätze für Männer und Frauen durch einen dünnen Zaun getrennt. Aber dies ist kein Schutz für die Frauen. Der Teufel haust in diesen Stätten, und es ist kein passender Aufenthaltsort für ehrbare Frauen und unschuldige Mädchen. Die europäischen und höhern eingebornen Beamten arbeiten angestrengt, um die Ordnung aufrecht zu erhalten; aber wie können sie verantwortlich sein für das, was vorgeht, sobald sie den Rücken kehren? Die ehrlosen Sipoys (Polizisten) und Mukkadams sind die wahren Herren der Situation. Man stelle sich eine Arbeitsstelle vor, wo 15 000 Menschen beisammen arbeiten und schlafen. Was können ein oder zwei oder selbst sechs höhere Beamte da machen? Sie müssen das Meiste den Mukkadams überlassen, und diese gebrauchen ihre Stöcke und Zungen frei. Verruchte Männer und Frauen spioniren überall nach jungen Frauen und Mädchen. Sie verleiten sie durch Anerbietungen von guter Nahrung, Kleidung, Süßigkeiten, Juwelen und schönen Versprechungen. Hunderte von Mädchen, jungen Witwen und von ihren Männern verlassenen Frauen werden so auf ihrem Wege nach den Erleichterungs- und Arbeitsstätten, wohin die bittre Not sie treibt, aufgefangen und zu ihrem Ruin gebracht.

Daß England thatsächlich sich großer Versäumnis schuldig gemacht hat, wenn auch nicht in dem Maße, wie es noch bis in die sechziger Jahre hinein zu geschehen pflegte, wo man die regelmäßig wiederkehrende Hungersnot mit einem gewissen Fatalismus als „Naturnotwendigkeit" ansah — das kann auch Pandita Rama Bais schüchternes Lob nicht verdecken und wird durch andre Nachrichten vollauf bestätigt. Im Pariser Figaro hat kürzlich der Prinz Bojidar Karageorgewitsch die erschütterndsten Beschreibungen von dem herrschenden Elend in Indien gemacht. Auch er schildert z. B. die Zustände in einem „Lager" oder

*) Die Chronik der christlichen Welt hat in Nr. 18 und 19 den Bericht der Rama Bai vollständig abgedruckt.

Armenhaus in Cawnpore, in dem er „1200 Gespenster herumschleichen“ sah. Die noch Kraft hatten, Seile zu winden, „verdienten“ täglich bis zu 2 Sous (8 Pfge), Kinder 1 Sou. „Außerdem giebt man ihnen als Nahrung einen Weizenkuchen, nur so breit wie ein Dessserttellerchen und dick wie ein Finger, der ihnen für vierundzwanzig Stunden genügen muß.“ Nur der vierte Teil kann noch arbeiten, die Andern erliegen langsam dem Hungertode. Nebenan war das sogenannte „Hospital,“ ein Hospital ohne Arzt und Arznei! Auf die Frage des Prinzen an den Wärter nach dem Arzt, erfolgte die Antwort: Er kommt manchmal! Aber dies „manchmal“ bleibt unbestimmt, weder Tag noch Woche sind festgesetzt! — Die Schilderung ferner von 2000 bis 3000 Erdarbeiten machender Skelette ist grauenhaft, und dazu der Lohn: 16 Pfge als höchsten und 8 Pfge als mindesten Tagelohn! Davon macht der Wärter, Babai, noch zwanzig vom Hundert Abzug für seine Bemühung bei der Lohnzahlung — sie sind eben unbeaufsichtigte Alleinherrscher in den Arbeitslagern. Die Herren von der Verwaltung zeigen sich „manchmal.“ „Das ewige »Manchmal« ist die Antwort auf jede Frage hier!“ schreibt der Prinz. „Sie steigen von ihren Boggeys herab, durchschreiten schnell die Reihen der Unglücklichen und machen dann, daß sie fortkommen, um eine wichtige Arbeit fertig zu stellen, die sie dann mit der nächsten Post nach — Europa senden müssen!“

Wo bleibt da die vielgerühmte englische „Philanthropie“? Der Grundschade aber liegt zu Tage: um die wirtschaftlich-soziale Hebung der niedern Volksklassen in Indien ist die englische Regierung überhaupt viel zu wenig besorgt. Ungeheure Lasten auf Grund und Boden hemmen den Ackerbau, fördern und erhalten absichtlich das Latifundienwesen, lassen Tausende von Quadratmeilen anbaufähigen Landes brach liegen. Was nützt demgegenüber das Paradiren mit einem sehr sorgsam ausgebildeten und weitausgedehnten Schul- und Bildungssystem in Indien; damit reicht man dem Volke im wahren Sinne des Worts „Steine statt Brot“ für Leib und Seele! Ja es giebt Kenner der englisch-indischen Verwaltung, die da meinen, man vernachlässige die wirtschaftlich-soziale Fürsorge in Indien absichtlich. Jedenfalls aber — dies England, das seinen Reichtum vornehmlich Indien verdankt, das Milliarden über Milliarden aus diesem Lande gezogen und gesogen hat, es thäte besser, nun eine Milliarde für wirksame Bekämpfung der Hungersnot zu opfern, statt in Südafrika gewaltige Kriegsrüstungen zur Sicherung des indischen Besitzes zu betreiben. Uns aber, den deutschen evangelischen Christen, bleibt darum doch das Wunderland Indien das Land großer Missionshoffnungen und treuer Sorge, ja dann erst recht, wenn Englands Machtstellung sich dort als ein Mammonskoloß auf thönernen Füßen erweist.

Denn in der That, der deutsche Protestantismus hat große Interessen da drüben. Wir schweigen heute von der Arbeit der Brüdergemeinde, der Basler, Hermannsburger und Leipziger Mission, um heute nur auf eine, die Goßnersche (Berlin II) unter den Kols besonders hinzuweisen, da diese von der Hungersnot in schwere Mitleidenschaft gezogen ist. An sich bildet die Kolsmission eins der erfreulichsten Bilder deutscher Missionsarbeit. Es ist hier gelungen, eine christliche Volkskirche inmitten eines tüchtigen hoffnungsreichen Bauern- und Bergvolkes zu begründen. Ueber 40 000 Kols sind seit 1845 zu wohlgeordneten Gemeinden gesammelt, in denen sich die eingebornen Helfer als treue und anerkennenswürdige Mitarbeiter der Missionare bewähren. Es sind keine Idealgemeinden, aber verglichen mit den ländlichen und städtischen Durchschnittsgemeinden der deutschen Heimat und in Anbetracht ihrer Jugend inmitten heidnisch-religiöser und heidnisch-sozialer und -nationaler Hemmungen ist ihr christlich-sittliches Glaubensleben recht erfreulich und berechtigt zu großen Hoffnungen. Anglikanische und namentlich römische Gegenmissionsbewegungen haben zeitweilig der Goßnerschen Arbeit ernste Gefahren gebracht, aber es ist doch schließlich Segen daraus erwachsen. Namentlich die Jesuitenmission mit ihrer Förderung der sozialen Erregung und ihrer oberflächlichen Tünche von christlichem Kultus hat ganze Gemeinden der deutschen Mission in die Arme getrieben. Dazu ist der kirchliche Liebesdienst verhältnismäßig weit entwickelt in Armen- und Kranken-

pflege, mit eingebornen Aerzten und einem großen Krankenha[...] in Ranschi, in sozialer Fürsorge, in Schriftenverbreitung, Son[...]tagsschulen, im ganzen Erziehungswesen, von der niedern Do[...]schule bis zur städtischen Hochschule und zum Lehrer- und Predig[...]seminar hinauf. Ueber 1500 Sonntagsschulbesucher, 1100 Do[...]schulkinder, 800 Kostschüler giebt die Statistik von 1893—[...] an, und bei 12 000 Abendmahlsberechtigten 21 000 Abendmah[...]gäste! — Was aber an dieser Mission das Erfreulichste [...] das ist der ausgesprochne Zug zur Bildung einer Nationalkirc[...] zur allmählichen Durchdringung und Ueberwindung des gan[...] Volkes. Das Christentum macht dort nicht den Eindruck ein[...] fremdem Pfropfreises auf wildem andersartigem Stamme, [...] es darum zum rechten Fruchtansatz nicht kommt.*)

Bei solcher Sachlage verdient ein dringender Hilferuf [...] Goßnerschen Mission unsre wärmste Teilnahme, zumal er [...] unmittelbarem Zusammenhange mit der indischen Hungers[...] steht! Bereits im Vorjahre hatten die schnell wachsenden [...]dürfnisse der Kolsmission einen Fehlbetrag von 40 000 M[...] zur Folge gehabt. Nun hat die Hungersnot in den ers[...] Monaten des Jahres eine derartige Teurung im Lande herv[...]gerufen, daß die Missionsleitung alle nur verfügbaren Mit[...] schleunigst hinaussenden mußte, die Anforderungen an [...] Missionskasse sind in schneller Steigerung begriffen. Namen[...]lich drückt jetzt schwer die Sorge um das tägliche B[...] für die Kostschüler und Kostschülerinnen, diese Kinder, die [...] die Zukunft des Missionswerkes von besondrer Bedeutung si[...] Ferner bedürfen die ohnehin nur aufs dürftigste besoldeten ei[...]gebornen Helfer und Helferinnen in dieser Teurung außerorde[...]liche Unterstützungen, und den armen Christen fehlt das nöt[...] Saatgut. So wird durch die leibliche Not die hoffnungsrei[...] kolarische Volkskirche schwer bedroht, und wir empfehlen dar[...] die Goßnersche Mission sowohl der herzlichsten Fürbitte [...] eiliger Hilfe dringend. Helfe, wer helfen kann! **Fabarius**

Sudermanns „Morituri“

Wie wir es bei Sudermann gewohnt sind, bewegen [...] auch seine neuesten drei Einakter, die „Morituri,“ auf d[...] Gebiete der Tendenz- oder Problemdichtung, der charakteristisch[...] Kunstform unsrer neuesten Litteratur. Und zwar ist es wieder[...] das Thema der Ehre, das uns hier in mannichfacher Variati[...] vorgeführt wird. Was aber den drei Stücken außerdem [...]gemein ist, und davon haben sie ihren Namen, ist dies, daß [...] ihnen Verwicklungen sich abspielen, in denen diese Ehre [...] Tod des Helden erheischt. Im übrigen ist der Boden [...] Ehrenhandlung freilich in jedem der vorgeführten Beispiele [...] völlig eigenartiger, von dem der andern völlig verschiedner.

1. Zuerst sehen wir im „Teja“ jenen heroischen E[...]begriff des kriegerischen Heldentums; die Handlung ist in e[...] Zeit gerückt, wo solches Heldentum wirklich am Platze war u[...] höher galt als unsre bürgerlichen, oft auch etwas spießbürg[...]lichen Tugenden. Der Gotenkönig beschließt den Todeskam[...] des ganzen Restes seines Stammes, als er, von Feinden rin[...] umstellt, die langgehegte Hoffnung auf Entsatz plötzlich du[...] Verrat gescheitert sieht, und nun der Hunger die Eingeschloßn[...] mit Entkräftung und wehrlosem, unrühmlichem Ende bedro[...] Er ersehnt den bei der Ueberzahl der Feinde völlig aussich[...]losen Kampf aus bloßer Freude am Heldentum; daran ist [...] kein Zweifel. Die herrliche Gestalt seines Vorgängers Toti[...] steht ihm vor Augen; ihn „beneidet“ er um seinen „sonnige[...] Ritt in den Tod, dem er es niemals gleichthun zu können mei[...] Keine Standesehre, kein „Komment“ schreibt ihm vor, was [...] thun muß, sondern er denkt und fühlt nur einfach als G[...] will ein echter Gote sein, so wie sie sich bis dahin auf [...] Völkerbühne bewährt haben! — Aber er ist darum doch kein[...]wegs etwa bloß typischer „Held“; in seinem Innern trägt [...]

*) Näheres über die Kolsmission siehe: Goßners Segensspur in Ostindien von Professor D. Plath. Buchhandlung der Goßnersc[...] Mission, Berlin-Friedenau.

e Stück echtester, edelster Menschlichkeit mit ihrem ewig uner=
ndlichen Sehnen verborgen, unverstandene und unbefriedigte,
ihm selbst bisher fast unbekannt gebliebne Regungen, die
hinter rauhem und düsterm Wesen nach außen hin und
: sich selber gewaltsam zu verleugnen sucht. Von Liebe weiß
nichts und will auch von dem Weibe nichts wissen, das
n ihm soeben — halb mit Gewalt — angetraut hat. Aber
e Treue ist stärker, als sein Trotz: sie kommt in seiner
tern Vereinsamung zu ihm, bei Anbruch der Nacht, — jener
ten vor dem großen Todesmorgen. Und ob er auch ergrimmt
) sie am liebsten sogleich wieder fortschicken möchte: sie spielt
e königliche Würde und ihre weibliche Ehre aus, die solch
Fortgeschicktwerden schwer verletzen müßte; und Teja wird
fter, er beginnt das ihm selbst Gleiche in ihr zu achten
) anzuerkennen und läßt sie, halb unwillig noch, gewähren.
d zum erstenmale wird er hier aufmerksam auf weibliches
esen und Walten, das ihm bisher niemals nahe gewesen.
it staunender Freude wird er auf einmal gewahr, wie sein
eib ihn mit dem Blicke der Liebe im Innersten erschaut und,
rstanden hat, wie ihn sonst niemand versteht! Eine rei=
id idyllische Szene entwickelt sich nun zwischen den Beiden,
orin der rauhe Teja gleichsam das Lieben erst lernt und
bstvergessen, tändelnd fast wie ein Kind, zu üben beginnt.
a wird das stille Glück jäh unterbrochen! Tejas getreuer
nappe tritt herein, die Führer zu melden, die Teja vorhin
chdem er ihnen seinen Entschluß mitgeteilt, entlassen hat, um
t ihren Weibern die letzte Mahlzeit zu teilen. Und sogleich
hlt der König sich in den hohen Ernst der Stunde zurück=
rsetzt; wie er seinen Knappen wieder entlassen hat, vermag
sich seinem nun erst recht erkannten und geliebten Weibe
cht länger zu verschließen. Nachdem er die „Königin“ in
r aufgerufen und ihr Wort empfangen, das Kommende mit
ürde zu tragen, teilt er ihr sein tragisches Geheimnis mit,
n sogleich von ihr mit dem Abschiedskusse die Weihe zum
odeskampfe zu empfangen! — Dann treten die Führer ein;
ch sie haben — Tejas Verbot entgegen — ihren Frauen
les gesagt, und Alle haben sie sich gehalten wie Tejas Ba=
ilda! Da hebt sich die Brust des Königs in frohem Stolze;
zt kann auch er als sonniger Held, wie Totila, in den Todes=
mpf ziehen! „Wir sind ein Volk von Königen! Wahrlich,
ist schade um uns!“

2. Der zweite Einakter, „Fritzchen,“ führt uns mitten in
nsre Zeit. Hier sehen wir den modernen Ehrbegriff, den
Komment,“ und zwar ganz in der üblichen Ausstattung, mit
r etwas „freien“ Auffassung des männlichen Rechtes auf das
Beibliche. Der Vater Fritzchens, Baron und Offizier, hat
inem Sohne, der gleichfalls Offizier ist, die Hand seiner
ichte zwar nicht direkt verweigert, aber doch einstweilen
orenthalten, weil der Junge noch zu „unerfahren“ ist und erst
och „etwas erleben“ soll. Der Sohn, der durch die erstrebte
erbindung mit jenem Mädchen aller Wahrscheinlichkeit nach
or jeder gefahrdrohenden Versuchung geschützt worden wäre,
efolgt denn nun auch den so väterlichen Rat; und er erlebt
uch wirklich etwas! Aber der Ausgang dieses Erlebnisses
estaltet sich höchst unerwünscht: von dem zur Unzeit heim=
ehrenden Gatten seiner nunmehrigen Erwählten ertappt und,
a sein Degen „nicht zur Hand ist,“ mit der Reitpeitsche am
ellen Tage noch aus dem Hause getrieben, sieht der von solcher
schmach Befleckte keinen Ausweg mehr, als auf möglichst an=
ständige Art aus dem Leben zu gehen, — d. h. ein Pistolen=
uell mit dem als sichern Schützen bekannten Ehemann der
eldin seines Erlebnisses! — Es werden uns nun die letzten
Stunden dieses Unglücklichen vorgeführt, wie er noch einmal
as Elternhaus kommt, um „stillen Abschied“ zu nehmen, wie
r aber vom Vater zu reden gezwungen wird, und wie er von
er kranken, fast kindischen Mutter, wie er von der verlassenen,
n immer noch liebenden und von ihm geliebten, einst ersehnten
Braut für immer scheiden muß, hoffnungslos, zu keinem irgend
anständigen“ Leben mehr fähig, ein klägliches Opfer der Standes=
ire und mehr noch der Standesgebrechen, die er aus sich
eraus zwar nicht gesucht hat, die aber der selbst auf so reiche
Erfahrung“ zurückblickende Vater ihm nahezu aufgedrängt hat!

Welcher Gegensatz zwischen dem wahrhaft großartigen Heldentode des Teja und dieser nutzlos=sinnlosen Hinopferung dieses modernen Helden, dieses „Fritzchen“! Jener weiß doch — und die letzten Stunden haben es ihm noch einmal in leuchtender Verklärung gezeigt, — warum er stirbt, und wofür! Aber was soll der Tod eines „Fritzchen“? Wie fein hat Sudermann schon durch den Namen bedeutet, wie wenig echt dieses Heldentum unsers modernen Kommentritters ist! Fast nur noch eine Karrikatur auf jene stolzen, königlichen Vorfahren unsers Volkes, für die auch unsre Zeit noch volle und wahre Begeisterung empfinden kann, wofern sie uns nur glaubhaft genug vor Augen geführt werden. Das beweist die Bühnenfähigkeit eines „Teja“ wohl zur Genüge!

3. Allein Sudermann ist keineswegs unverbesserlicher Pessimist in diesem Punkte; er hält die Sache des echten Mannestums noch keineswegs für verloren, vielmehr glaubt er fest an ihre Zukunft — nur freilich nicht gerade in den Kreisen, die gegenwärtig die Mannesehre so für sich allein gleichsam gepachtet haben! — In einer keck und frei hingeworfenen, heitern Farce, „Das ewig Männliche“ benannt, sucht er sein Ideal des „ganzen Mannes“ gegenüber dem herrschenden zur Geltung zu bringen. Er bestreitet keineswegs, daß auch innerhalb des Bannes unsers modernen Ehrbegriffs wahre, tüchtige Männlichkeit sich findet: ein solches Beispiel hat er im „Marschall“ gezeichnet. Allein gerade die Aeußerlichkeit, das Formelhafte dieses Ehrenkomments ermöglicht es auch solchen Subjekten, sich mit dem Schein einer Standesehre zu umgeben und auf deren Anerkennung Anspruch zu erheben, denen innerlich nichts weniger als Alles abgeht, um wirklich Mannestum zu bewähren! Man muß es dem satirischen Geiste der Farce zu gute halten, wenn diese letztere Gattung von Subjekten hier in der widerlichen Form eines rückgratlosen Höflingtums eingeführt wird. Das Mannestum dagegen, wie es Sudermann will und auch unter uns noch für durchaus lebensfähig hält, tritt hier in Künstlergestalt auf. Ein junger Maler, von einer „Königin“ befohlen, um sie zu porträtiren, erweckt durch sein künstlerisch=selbstgenugsames, männlich freies Auftreten in ihr die Lust, ihm zu gefallen, ihn verliebt zu sehen, da sie an dem formenreich leeren Geschwätz ihrer Hofmänner herzliche Langeweile empfindet. Und nach und nach gelingt ihr das Spiel wirklich nach Wunsch, zum größten Verdruß jener standesstolzen Kavaliere, die nun den verwegnen Eindringling in ihre vermeintlichen Rechte gern aus dem Wege schaffen möchten. Allein was sie mit eignem Witz so leicht kaum fertig gebracht hätten, bringt ein verhängnisvoller Zufall zuwege. Der Maler, durch die Künste der Königin allmählich in Wallung geraten, läßt sich von der Leidenschaft des Augenblicks hinreißen, sie zu umfangen und zu küssen, als plötzlich, sehr ungelegen, jener erwähnte „Marschall“ hereintritt und Zeuge dieses Auftritts wird. Die Königin, der es lediglich um ein interessantes Spiel zu thun gewesen, gerät in höchsten Zorn, als der Maler es in Ernst verkehrt und sie dies sogleich durch den Marschall offenkundig werden sieht; sie heuchelt die gekränkte und beleidigte Unschuld und übergiebt hinwegeilend dem Marschall „den Frechen,“ um ihr Genugthuung zu schaffen. So stehen sich nun die beiden Männer allein gegenüber — eine Begegnung, die der Maler ehedem erwartungsvoll ersehnt und doch auch wieder befürchtet hatte; denn er kennt die großen Verdienste des Marschalls und ist von aufrichtigster Bewunderung und Hochachtung gegen ihn erfüllt. Nun soll er gegen diesen Mann den Degen ziehen, und das in einer Angelegenheit, die er selbst sogleich schon als eine „Dummheit“ erkannt hat; der Marschall setzt ihm hart zu und nennt ihn — dem Komment gemäß — einen „Feigling,“ als er es ablehnen will, sich zur Wehr zu setzen. Aber der Künstler läßt sich nicht irre machen. Mit leichter Mühe bringt er die schwachfüßige Logik des geltend gemachten Ehrenritus zum Straucheln, zumal der erhitzte Marschall im Eifer des Gefechts verrät, daß er selbst die Königin liebe, und darum müsse Jener sterben. Allmählich gelingt es dem Maler, seinen Gegner zu überzeugen, daß auch er nichts Besseres von der charakterlosen Königin zu erwarten habe; denn es ist sein ehrlicher Wunsch, diesen tüchtigen Mann vor einem gleichen Mißgeschick, wie das seinige, zu bewahren. Der Marschall ver=

steht sich endlich zu einer von jenem vorgeschlagnen seltsamen Komödie, um die wahre Gesinnung der Königin zu erfahren. Man veranstaltet ein Scheinduell, bei dem der Marschall wie todeswund zusammensinkt, von Blut übergossen, das dem geschickten Pinsel des Malers entstammt. Man kommt herbei, und der „tote“ Marschall hat nun zunächst Gelegenheit, die Schadenfreude und Erbärmlichkeit der Höflinge recht kennen zu lernen, dann aber auch die Gesinnungslosigkeit der Königin selbst; denn nach den ersten, flüchtigen Klagen wendet sie sogleich wieder dem Maler ihre Gunst zu und bietet ihm ihre Huld aufs neue dar. Durch das nun nicht mehr zu bändigende Gelächter des wieder auflebenden Marschalls wird diese Szene aufs heiterste unterbrochen, und die höchst erzürnte, blamirte Königin eilt von dannen. Das hat natürlich die sofortige Entlassung des Marschalls zur Folge, der aber, der eignen Tüchtigkeit vertrauend, guten Mutes sein Bündel schnürt und den neu gewonnenen Freund auffordert, ihn ins neue, freie Leben zu begleiten.

In diesem Stück kommt es also zuletzt gar nicht zu dem von der „Ehre“ geforderten tötlichen Ausgang. Es ist Sudermanns Meinung, daß rechte Männer einander verstehen und ihre Händel mit einander austragen können auch ohne zur plumpen Gewalt zu schreiten, die der Höhe der Gesittung, die wir heutzutage erreicht haben sollten, so gar nicht mehr angemessen ist!

M Wentscher

Verschiedenes

(Ein Pamphlet wider die „moderne Theologie“) Aus Hamburg wurde mir ein Schriftchen zugeschickt: Moderne Theologie. Vortrag im kirchlichen Verein in Hamburg. Von Max Glage, Pastor an der St. Anscharkapelle. (Hamburg, Gebrüder Lüdeking. 20 S.) Ich befasse mich ungern mit dem Schriftchen. Denn ich wage nicht zu hoffen, daß der Verfasser irgend einem ernsten Vorhalt zugänglich ist, dafür sitzt er auf einem zu hohen Throne. Den schlichten Christen, die durch seine Worte beunruhigt und düpirt sind, wird auch nicht zu helfen sein. Und im übrigen geht die Geschichte der Kirche und Theologie über derartige Litteratur hinweg ihren von ganz andern Mächten abhängigen Gang. Weil ich aber aufgefordert bin etwas zu sagen, in Kürze dies.

Von der modernen Theologie ist in dem ganzen Vortrag nicht die Rede. Die moderne Theologie ist ein Teil der modernen Wissenschaft, ihre Methode dieselbe wie die der verwandten Disziplinen, nämlich die historisch-kritische. Wer nun erwartet, hier ihre Art beschrieben, ihr Recht untersucht zu finden, wird enttäuscht sein. Moderne Theologie ist dem Verfasser Modetheologie; „die Mode wird gemacht, und zwar sind es meist einige wenige Menschen, die die Saison bestimmen.“ Die moderne Theologie, wie er sie versteht, hat Ritschl gemacht. So bietet er nun nicht ohne Witz eine Karikatur der Ritschlschen Theologie. „Die heutige Modefarbe ist Changeant,“ das wird fleißig auf das Vergleichsobjekt angewandt. „Die Visitenkarte und der Glaceehandschuh“ sind die Kennzeichen des modernen Menschenverkehrs; genau so verkehrt auch der Ritschlsche Christ mit Gott! „Auch da keine innerpersönliche Berührung, kein wirklicher Kontakt des Lebens mit dem Leben; die Gemeinde steht dazwischen; ja, die Ritschlsche Gemeinde vertritt die Stelle der Visitenkarte im modernen Verkehr.“ (Nach dieser Probe wird es manchem zu viel dünken, daß ich dem Verfasser Witz nachgesagt habe.) Der Gottesbegriff ist im Ritschlschen System „nur eine Hilfslinie“; die Ritschlianer haben keinen Gott, kein Jenseits, keinen lebendigen Christus, vollends keinen heiligen Geist. Ein Trost, daß, wenn man das Wort „modern“ statt auf der zweiten auf der ersten Silbe betont, daß es dann ganz anders lautet: „módern“! Und die Hoffnung bleibt, daß einige Ritschlianer sich noch bekehren. Harnack z. B. „muß sich gegenwärtig in einer innern Spannung ohne Gleichen befinden.“ Denn er giebt heute zu, „daß die Echtheit sämtlicher Schriften des Neuen Testaments bis auf den zweiten Petrusbrief vom Standpunkte der Geschichtsforschung nicht zu bestreiten wäre.“ Offenbar hat sich der Verfasser diese Aussage Harnacks aus einem übereilten und inzwischen zurückgenommenen Artikel des Reichsboten zurechtgemacht, sie existirt so nicht!! Zu solcher Oberflächlichkeit stimmt der angeschlagne Prophetenton schlecht. Wir modernen Theologen und Pastoren wollen uns gern von einem rechten Bußprediger die Wahrheit sagen lassen. Aber Glages pikante Art müssen wir ablehnen. Der Verfasser verfährt ganz nach der Weise der alten Ketzerrichter: hier ein Satz, da ein Satz hervorgeholt, und das Urteil ist fertig. Dabei liefern die steifen Zitate aus unsern Dogmatikern zu den frischen, frommen und frechen Bemerkungen Glages einen höchst wirksamen Kontrast. Aber es ist Theaterwirkung. Es liegt keinerlei tieferes Eindringen in die bekämpfte Meinung zu Grunde. Vielleicht gefällt es dem Verfasser, einmal darüber nachzudenken, was denn das Eigentümliche sei an dem Empfinden, Denken, Glauben eines modernen Menschen — nicht im Sinne der Mode, aber in dem Sinne, daß diese unsre heutige

Zeit thatsächlich ein neues, anders geartetes Geschlecht aufgezogen h… Da wird er dann den Mut verlieren, unter dem Titel „moderne The… logie“ über Ritschl zu schreiben; er wird auch nicht mehr sagen, … wüßten nicht, was Sünde sei; er wird Respekt bekommen vor den … sondern Nöten des modernen Menschen, und wird seine Freude dar… haben, daß der lebendige Gott auch unser Geschlecht nicht läßt. De… um den lebendigen Gott handelt es sich allerdings in der Religi… zumal in der christlichen Religion, darin hat er ganz Recht.

Der Verfasser fühlt sich offenbar berufen, gegen allen „fremde… Geist in der Kirche den Krieg bis aufs Messer zu führen. Sein Vorst… gegen die Ritschlsche Theologie ist nun der zweite Akt. Ueber den erst… haben wir im vorigen Jahre ausführlich berichtet. Vgl. Nr. 16 u. 1… Der Hamburger Bekenntnisstreit. Die vorliegende Schrift wird nur a… solche Eindruck machen, die nicht in der Lage sind, die von ihm … kämpften Anschauungen selber nachzuprüfen. R…

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 20 der „Chronik der Christlichen We…

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Zu den beigesetzten billigen Preisen liefert:
Herzogs Realencyklop. d. protestant. Theologie. Sehr geschätzte Ausg. 22 Bde. geb. (Ldpr. br. 231 M.) für nur 30 M.
Bibliothek d. Kirchenv. Deutsch v. Reithmayr u. Thalhofer. 80 Bde., eleg. geb. (Ldpr. 231 M.) für nur 100 M.
Forcellini, Totius latin. Lexicon, eur. de Vit. 6. Bde. geb. (Ldpr. 166 M.) für nur 80 M.
Luthers deutsche u. lat. Werke. Erlanger Ausg. 110 Bde., geb. für nur 125 M.
Brockhaus, Konvers.-Lexikon. Neueste Aufl. Prachtexempl., geb. (Ldpr. 160 M.) für nur 100 M.
Rankes (L. v.) sämtl. Werke. 54 Bde. Gut geb. (Ldpr. 324 M.) für nur 180 M.
Gratis Kat. 94: Mittelalt. u. neuere Gesch. m. Hilfsw. (Bibl. Karl Mendelssohn-Bartholdy u. Prof. Albrecht, Hamburg).
Alfred Lorentz,
Leipzig, Kurprinzstr. 10

Mechaniker-Werksta…
mit Einrichtung für elektrische A… lagen und Brillenlager zu verkauf… günstig, da kein Mechaniker hi… Auskunft durch Frl. Clara Wo… Delitzsch.

Tuch u. Buckskin…
Ueberzieher-,
Cheviot- und Kammgarnstoffe in den neuesten soliden Dessins, schwarze Satins und Croisés, hochfeine Qualitäten, sowie Altar- und Kanzeltuch, reinwollen Fabrikat und gute Farben, versendet stück- und meterweise zu sehr billigen Preisen. Reichhaltige Musterauswahl frei.
Theodor Herrmann
in Sagan Nr. 34 (Schlesien).

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 80.— an.
Amerik. Cottageorgeln,
Flügel,
Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Soeben ist erschienen:
Die
kirchliche Begräbnisfeie…
Ihr Wesen und ihre liturgi… homiletische Gestaltung
Von
Eberhard Waitz,
Pastor an der Marktkirche zu Hannover
Preis 1 Mark
Verlag von Wolff & Hohorst Na…
Hannover

Soeben erschien:
Prof. D. Warneck, Das Bürgerrecht der Mission im Organismus d. theol. Wissenschaft.
Antrittsvorlesung an der Universität Halle-Wittenberg.
Preis 50 Pfennige.
Berlin W. 9. Martin Warneck, Verlagsbuchh.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig, Königsstraße 20 — Druck von Carl Marquart in Leipzig